

## Neujahrsbetrachtung

**Gottfried Benn, Teilhard de Chardin und die kosmische Evolution:** Gottfried Benn versucht, zu sehen, was kommt – Er trifft sich mit Pierre Teilhard de Chardin – Das «Dammrissflicken» genügt nicht mehr – Ganz tot sein wollen ist zu billig – Der göttliche Brennpunkt der Evolution – «Gott ist lebendiger denn je» – Das Geheimnis und die Verheißung der Erde.

## Religion

**Die religiöse Toleranz:** 1. Der Begriff – Toleranz sagt ein «Zu-Recht-Bestehen» aus – Toleranz ist die Verneinung einer Verneinung – Toleranz ist nicht Indifferenz – Ein Agnostiker ist nicht tolerant – 2. Verlangt Toleranz ein Minimum an Skeptizismus? – Bedenkliche Folgerungen – Gibt Toleranz ein Recht auf Irrtum zu? – 3. Die Transzendenz Gottes als Ausgangspunkt – Sie befiehlt die Liebe – 4. Toleranz ist ein Gebot in dieser Zwischenzeit der Heilsgeschichte.

## Kunst

**Kunstwerk, Entwurf der Endzeit:** Das Schreiten des «Saint Jean-Baptiste» – Endzeitlichkeit der Kunst – Tod als totales Selbstsetzen – Die «reine Kunst» und der «reine Anfang» – Ist die Kunst eine Magie? – Kunstbetrachtung als pneumatische Haltung – Das Verschwinden von Eurydike – oder wie man das Kunstwerk verliert.

## Schule

**Zehn Jahre Schulkampf in Belgien:** Der neue «Schulpakt» und seine Geschichte – 1. Woher die Schwierigkeit – Worum es Anhängern der katholischen Schule ging – 2. Die Etappen des Streites – P. Harmel – M. L. Collard – Der Ruf nach Ausgleich – Der Wahlsieg der Christlich-Sozialen – 3. Das Gesetz von 1959 – Die politisch und sozial veränderte Lage – Ein Kompromiß – Schwierigkeiten der Durchführung – Die Religion in den Staatsschulen das Problem Nummer Eins.

## Politik

**Sturm über Kuba:** Keine Revolution nach südamerikanischem Muster – Das Ziel: die soziale Demokratie – Die Quellen! – Ein Sprößling der Großgrundbesitzer empört sich – Der karibische Erhard: Fresquet – Ein märchenhafter Elan – Drei Gefahren – Ist Fidel Castro ein Kommunist? – Soll man wünschen, daß sein Werk gelinge?

## Ex urbe et orbe

**Der Papst mahnt die kirchlichen Bücherzensoren:** Johannes XXIII. will sichere Orientierung geben – Er verlangt: gesunden Realismus – «Das geknickte Rohr nicht brechen» – Ausgewogenes Urteil – In allem die Liebe – Beachtung dessen, was sich einer lehrmäßigen oder moralischen Stellungnahme entzieht.

## Bücher

**Weihnachtsgeschenke:** Bildbände – Religion – Kulturgeschichte – Literatur – Philosophische Bücher – Naturwissenschaften.

## «Erkenne die Lage!»

Vor zehn Jahren, im Oktober/November 1949, schrieb *Gottfried Benn* ein Prosastück unter dem Titel «Der Radardenker», von dem er sagte: «Dies wird jetzt noch nicht veröffentlicht» (vgl. Gesammelte Werke «Prosa und Szenen», Limes-Verlag, Wiesbaden 1959). Gerade in diesem seltsamen Stück hat sich der späte Benn noch einmal mit gesammelter Kraft seiner Zeit gestellt. Er weist sich darin als ein Dichter von denkerischem Rang aus, der aus einem tiefen Gespür für die Irreversibilität des Geschichtlichen in einer provozierenden Prosa alles ablehnt, was restaurative Tendenz hat und die Krise des Abendlandes zerredet, statt «schweigend die Verwandlung zu erwarten...» (Berliner Brief, Juli 1948). Benn versucht, zu sehen, was kommt. Er richtet seinen Blick auf die Jahrhunderte und Jahrtausende der Menschheitsgeschichte zurück, um vielleicht aus dem, was bisher geschah, Winke für den Bau der Zukunft zu empfangen.

Genau das aber tut zur gleichen Zeit mit einer leidenschaftlichen Liebe zur Erde und einem «unstillbaren Bedürfnis, einen ganz innigen Kontakt mit der Wurzel, dem universellen Mutterboden des Seienden», zu finden, der ein Jahr vor Benn verstorbene Paläontologe *Pierre Teilhard de Chardin*. Allein um auf diese geheimnisvolle Konvergenz des heutigen Denkens

bei aller Unterschiedlichkeit der Lebensschicksale und Berufungen hinzuweisen, wurde diese Betrachtung geschrieben.

\*

Doch geben wir gleich Benn das Wort. Es ist Herbst. Die Tage des Sommers sind vorüber. «Die Stunden funkeln, Herbst, dies Zögern, das so rührt! Zögern, warum Zögern und Verschleiern, was bald offenkundig sein wird: die kalten Himmel und die Nacht, das Scheiden, nachdem die Jahre und die Tage unser Herz zerstückten mit Irren und Vergessen und fernem, klaren Glocken, die plötzlich klangen. Der Mann am Fenster! Die Gedankengänge im Heim! Der Radardenker auf seinem Sessel!» Er denkt an die «nach außen verlagerte Kausalität» der letzten Jahrhunderte, die nichts heranschafft, und schaut dann «tief hinein über Kulturzertrümmerungen, schweigend gewordene Seinserscheinungen» bis in das alte Babylon. «Also was soll das alles, wo ist der Kern? Was wissen wir vom Menschen? Das Terzett aus dem Rosenkavalier – woher nimmt es seinen Zauber, die Ouvertüre zu Violetta oder die Spirituals, die Sklavenlieder – warum rühren sie uns zu Tränen? Alles unklar! Dabei ist das Wesen des Menschen viel erörtert, eigentlich unaufhörlich seit zweitausend Jahren...» Trotz des wachsenden Bewußtseins der Menschheit steht die Antwort immer noch aus. «Die Gedanken laufen durcheinander wie Eidechsen in der Sonne – nun soll es große Gedanken

geben, Krokodile, festliegende, aber ich vermisse die Schrift über den häuslichen Charakter der Axiome und die Geographie der Apriori, die klimatische Entschuldigung für so viel Staub. Heutzutage wird er aufgefaßt als Unterhaltung, Wissenschaft, Propädeutik – ach, du lieber Gott – heutzutage! Heutzutage können Sie in die Lage kommen, gefragt zu werden, wovon Sie leben, von Radardenken können Sie nicht leben ... Heutzutage geht eine Stimmung durch die Welt, es soll alles warmgehalten werden: Fußsohlen, Wahrheiten, Kunsttöne – Pulswärmer an die Beine – Pulswärmer, das ist der Hintergrund –, ein Pulswärmer als Wimpel an die Kamikaze, den Götterwind, die Todesflieger – Pulswärmer an die Lanzen der apokalyptischen Reiter – sie wollen ‚wieder‘ Boden unter den Füßen (als ob sie seit fünfhundert Jahren irgendwo solchen gehabt hätten), ‚Zurück zu den Klassikern, so kommen wir nicht weiter‘ (weiter, aber wohin denn, und was heißt ‚so‘?) ... Ich persönlich glaube nicht an Restauration, die geistigen Dinge sind irreversibel, sie gehen weiter bis ans Ende, bis ans Ende der Nacht.»

Benn findet nichts, woran man sich halten könnte. «Trauer aus allen Weiten, seelisch belastet aus Epochen, Melancholie aus langer Sicht. Darum lehre ich die kleinen Gebilde – schaffen Sie kleine Gebilde still an Ihrem Fenster: Fliehen Sie die Ferne, fliehen Sie die Dauer, sehen Sie nicht so weit; wenn Sie nämlich in die Ferne sehen, kommt immer wieder die Frage: wenn es nicht dazu gekommen wäre: Atomzerspaltung, Dynamit, Insulin, entbitterte Lupine – was dann, wie sähe die Sache dann aus? Erstens wäre dann vermutlich etwas anderes dazugekommen, oder es wäre zweitens nichts anderes dazugekommen, doch änderte das etwas an den Grundsätzen der Welt? Nein, fliehen Sie die Ferne, verflechten Sie sich mit Ihren inneren Beständen, nehmen Sie Ihre Bilder von der Wand, seien Sie Alkibiades oder Helena oder Ephialtes, verraten Sie, sonst werden Sie verraten oder allerdings beides – das Herzerreißende, immer dies Herzerreißende, darin stehen Sie und das müssen Sie tragen.» Benn weiß, daß «die Jugend» ihm auf diesen Spuren nicht folgen wird, denn sie spricht: «... so können wir nicht leben, wir wollen Stoff, wir wollen Handgriffe, wir wollen Ideale ...» Aber wie schwach das Boot ist, in dem der Mensch lebt, weiß sie nicht. Sie zehrt von «Auktionen und Erinnerungsblättern», «welch bescheidener Lebenswille – nein, ich begnüge mich nicht, ich will tot sein, völlig, Asche, Wurm, Lehm, Unkrauterde, ich neige das Haupt und nehme mich mit – einmal und nicht wieder, anders ertrüge ich es nicht, anders kann es auch nicht sein – einmal im Sturz der Träume und der Bilder.»

Mit dieser «These des Menschen» soll der rätselvollen Wirklichkeit und ihren Spannungen begegnet werden. Doch das ist noch nicht das letzte Wort in den «Emanationen» über «einen Seelenzustand», denn der Radardenker stellt im letzten Abschnitt des Prosastücks «den Herbsttraum» unter einen neuen, erweiterten Horizont. Er hat erkannt, daß seine These vom Ganz-tot-sein-wollen zu billig ist und sich zu rasch vom souveränen Gang der Dinge abkehrt.

«Die Sache ist kurz folgende: Der Gedanke, dem er nicht genügend Rechnung getragen hat, ist der, der Mensch ist nicht ein Ende, nicht die Krone der Schöpfung, sondern ein Beginn. Was er leidet, was ihn bedrückt, was ihn verfinstert, sind Kinderkrankheiten, Zahnungsmisslichkeiten, Entwicklungszuckungen – er ist noch nicht eingerenkt in die neue Konstruktion. Es zieht sich nämlich eine systematische Grenze allererster Ordnung zwischen die beiden Gattungen des Anthropoiden und des Sapiens einerseits und der ganzen vorherigen Welt andererseits. Affen, Säuger, Wirbeltiere, überhaupt das Tierreich ist überschritten, hinter sich gelassen, die Emanzipation des Geistigen tastet sich in einen neu sich eröffnenden Raum. Denken wir an den Beginn des Diluviums. Jene Vertreter in China! Die Feuerbeherrschung, die Umweltgestaltung, die Erweiterung des Umweltradius mittels steinzeitlicher

Technik. Nicht von ungefähr! Das meiste zum Aufbau des Leibes war beendet. Im Präkambrium Nervengefäße; im Silur das Innenskelett; im Oberdevon der Schritt aufs Festland, Gehfuß; im Perm Jochbogen; im Jura Geburtsakt; im Mesozoikon warmes Blut und so weiter – nun beginnt die ‚Erst-Bindung‘ des zweiten Akt.

Ein Blatt, das vom Baum fällt, ein Hirschgeweih leben zwar auch in einem Rhythmus, aber ihr Abgeworfenwerden ist auch ihr Lebensende. Jetzt verzweigen sich die immateriellen Dinge, werden übertragbar, werden weitergegeben und erhalten sich, Stare, Spötter, Papageien ahmen Vogelgesang anderer Arten nach, aber nun beginnt die objektiv bestehende Sprache. Jahrmillionen dahinter – und nun erst diese kurze Zeit! Die Plastizität des Werdens wendet sich in neue Dimensionen, beschränkt offenbar alle ihre Mächte auf dieses Thema, variiert sich in Entfaltungen – von Ermüdung keine Spur. Das Weitere ist unübersehbar, aber der Mensch wird wahrscheinlich nicht enden. Wenn es die Eiszeiten, die Gürtelfluten, die Mondeinstürze nicht brachten, auch die Atombombe kann ihn nicht bedrohen. Lamentationen! Die Arten erhalten sich und enden aus anderen Gründen, offenbar nach Gesetzen, die über den Neutronen stehen. Wir werden sein, wir sind: Alte animistische Rudimente und die neue technische Realität.»

Aus diesem Prosastück tönen die Hauptmotive des Bennschen Schaffens: es ist einmal die schon in der frühen Auseinandersetzung mit Kant und Nietzsche erkannte Bodenlosigkeit der Welt, in der man nicht weiß, wovor man das Knie beugen soll, es ist die Erkenntnis der hintergründigen Leere des neuzeitlichen Humanismus und seiner «Dammrißflicker», die nihilistische Wucht in jeder Fragestellung und der Versuch, nach den «ausgesungenen Motiven der theistischen Epoche» das Sein in der Kunst gegenüber dem Nichts in Träumen und Bildern neu zu erfahren. Im gleichen Augenblick aber bringt die kosmische Perspektive des menschlichen Daseins, die im Werk Benns immer schon eine große Bedeutung hatte, das ganze Denken auf eine andere, nicht mehr abschüssige, sondern vorwärtsgerichtete Bahn, welche die revolutionäre Macht des erkennenden Geistes in seiner irreversiblen, schöpferischen Bewegung entdeckt. Das aber ist der Ort, wo er sich mit Teilhard de Chardin, dem großen und ruhelosen Wanderer, trifft.

\*

Das soeben in deutscher Übersetzung unter dem Titel «Der Mensch im Kosmos» herausgekommene Hauptwerk «Le Phénomène humain» ist das Feld dieser ungewöhnlichen Berührung der Geister.

Die alle Gedanken durchherrschende Grundidee Teilhards ist die Idee der Evolution, die er «über die Abgründe der Vergangenheit gebeugt» überall als das führende Prinzip im Werden der Dinge erkennt. Auf die Kosmogonie und Biogenese folgt die Anthropogenese; das ungeheure Ereignis der «Geburt des Denkens», in der alle bisherigen Stadien der Entwicklung gipfeln und zu sich selbst kommen. «Die Veränderung des biologischen Zustands, dessen Ergebnis das Erwachen des Denkens ist, entspricht nicht einfach dem Weg des Individuums oder auch der Art, durch einen kritischen Punkt hindurch. Sie reicht viel weiter und betrifft das Leben selbst in seiner organischen Totalität – bezeichnet folglich eine Umwandlung, die den Zustand des ganzen Planeten angeht ... Von den verschwimmenden Umrissen der jugendlichen Erde an folgen wir unablässig dem Nacheinander der Stadien einer und derselben großen Begebenheit. Hinter den Pulsationen der Geochemie, der Geotektonik, der Geobiologie erkennt man immer wieder einen und denselben Grundvorgang: eben den, der sich in den ersten Zellen verkörperte und sich dann im Aufbau der Nervensysteme fortsetzte. Die Geogenese, sagten wir, geht in Biogenese über, die schließlich nichts anderes ist als Psychogenese» (168). Sie aber kommt in der

Menschwerdung ans Licht und begreift sich selbst als ein Phänomen sui generis. «In zehn oder zwanzig Jahrtausenden hat die Menschheit die Erde unter sich geteilt und in ihr Wurzel gefaßt.» Ist in diesem weltweiten Prozeß ein Ende abzusehen? Ist es möglich, daß sich der Mensch einmal auf bestimmte Gegebenheiten und Resultate seines Wissens festlegt, zur Ruhe kommt und darüber hinaus nichts mehr sucht? Keineswegs. «Das Bewußtsein ist eine Größe, für die als einzige unter allen Energien des Universums die Annahme, sie könnte ihr Höchstmaß erreicht haben oder eine Rückentwicklung erleiden, eine Denkmöglichkeit oder sogar ein Widerspruch ist. Man kann auf ihrem Weg kritische Punkte annehmen soviel man mag. Doch ein Stillstand oder ein Rückgang ist unmöglich: einfach weil jedes Wachstum in der inneren Schau wesentlich den Keim zu einer neuen Schau bildet, die alles andere enthält und noch weiter vorwärts trägt ... Mögen ‚exakte und kritische‘ Geister reden, die neue Generation, weniger naiv als die vergangene, glaube nicht mehr an eine Zukunft und an eine Vervollkommnung der Welt. Haben die Leute, die diese Dinge schreiben oder wiederholen, auch nur daran gedacht, daß alle geistige Bewegung auf Erden stillstände, wenn sie recht behielten? Sie scheinen zu glauben, das Leben würde seine Kreise friedlich weiterziehen, selbst wenn es des Lichtes, der Hoffnung, der Verlockung einer unerschöpflichen Zukunft beraubt wäre. Irrtum! Vielleicht brächte es noch ein paar Jahre lang aus Gewohnheit Blüten und Früchte. Doch sein Stamm wäre endgültig von seinen Wurzeln getrennt. Selbst wenn die Menschheit Mengen materieller Energie zur Verfügung hätte, selbst wenn plötzliche Furcht oder jäher Trieb sie anstachelten, würde sie doch bald ohne die Liebe zum Leben weder erfinden noch schaffen wollen an einem Werk, das sie auf jeden Fall verdammt wüßte. Am Ursprung der Schwungkraft getroffen, die sie erhält, müßte sie sich aus Ekel oder Auflehnung auflösen und in Staub zerfallen» (222/223).

Die Bedingung der Möglichkeit, daß es überhaupt eine Evolution gibt und der Mensch ein unausrottbares «Verlangen nach Zukunft» hat, ist ein Absolutes, das schon in das Spiel des Wirkens von Anfang an einbezogen ist, d. h. das ganze kosmische Drama der Evolution und der unaufhaltsame Gang des Menschen durch die Geschichte ist nur möglich durch das allgegenwärtige Wirken eines Zentrums, das nicht der Fusion versammelter Elemente entspringt, also nicht Produkt einer Entwicklung, sondern ihr innerstes, steuerndes und deshalb notwendig transzendentes Prinzip ist. Teilhard de Chardin nennt dieses strahlende, einigende Zentrum, das schon die Uranfänge des Kosmos bestimmt und heute in der «Planetisation» der Menschheit wirksam ist und sie über die Erde hinaus treibt, den «Punkt Omega». Er ist «der göttliche Brennpunkt des Geistes», der die ganze Menschheit in ein übermenschliches, höheres Leben ruft, in dem sich alles vollendet. Er ist der geheimnisvolle Quellgrund der Energien des Bewußtseins, dem noch die «Kraft der Verzweiflung» entspringt, die in ihrer seinshaften Tiefe nichts anderes ist als der «Paroxysmus auswegloser Hoffnung».

Das Licht dieses geistigen und transzendentalen Pols von universeller Konvergenz hat auch Benn mitten in den Anfechtungen der Schwermut und in allen Dunkelheiten des menschlichen Daseins getroffen. Er spricht davon in einem Prosastück, unter dessen Titel wir diese Betrachtung gestellt haben. Hier heißt es: «Und doch bleibt das Gefühl im Sinne einer unbeirraren Überzeugung bestehen, daß selbst diese qualerfüllteste aller denkbaren Welten nicht eine Sekunde stehen und bestehen könnte ohne eine Ordnung, eine zeit- und raumlose Planung, eine überirdische Existenz. Dies ist der

Neue Gott, zu seinem Dienst rufen die ernstesten und klarsten Geister der depigmentierten Rasse auf, ihre Losung heißt: Ordnung und Schweigen, Niederkämpfen von Dithyrambik und Verzweifeln – jedenfalls bis die Kataklysmen kommen. ‚Auf dem Weg, wo es kein Brot gibt, schneiden die Steine in den Fuß‘: ein Vers aus dem Niltal –: wisse dies und dementsprechend setze den Schritt! Erkenne die Lage – dies wird zur Zeit Gott gefällig sein! (Gesammelte Werke, zweiter Band, 381).

\*

Benn und Teilhard de Chardin haben von der Dynamik der Dinge her die unerschütterliche Überzeugung gewonnen, daß heute ein neuer Schritt in der «Genese des Geistes» getan wird und «daß eine künftige Ära menschlicher Wissenschaft im höchsten Maß eine Ära der Wissenschaft vom Menschen sein wird: der wissende Mensch, der endlich wahrnimmt, daß der Mensch als ‚Gegenstand des Wissens‘ der Schlüssel der ganzen Naturwissenschaft ist» (276). Zugleich aber stellt sich beiden das «Problem Gottes» ganz neu und in noch nie erfahrener Weite. «Es kann», wie Teilhard schon im Juni 1936 aus Peking schreibt, «nur angepackt werden mit Hilfe des umfassenden Bemühens menschlichen Forschens und menschlicher Erfahrung.» Die Grenzen der Erde verschieben sich durch die erschreckende und wunderbare Macht des Denkens, die die Welt in eine beispiellose Wachstumskrise geworfen und die große Unruhe in unserem Jahrhundert verursacht hat. «Der Zugang zu einem von Grund auf neuen Milieu führt unvermeidlich durch die Seelenängste einer Metamorphose. Wird nicht schon das Kind von Schrecken erfaßt, wenn es zum erstenmal die Augen öffnet? ... Wenn sich unser Geist den ins Unermeßliche gewachsenen Linien und Horizonten angleichen will, so muß er auf die Behaglichkeit vertrauter Enge verzichten. All die Dinge, die er auf dem Grund seiner kleinen Innenwelt mit solcher Umsicht geordnet hatte, muß er in ein neues Gleichgewicht bringen. Er verläßt die dunkle Kammer und ist wie geblendet vom Licht. Er tritt plötzlich auf die Spitze eines Turmes hinaus und Angst überfällt ihn. Schwindel und Verwirrung ...» (217).

Der Dichter und der Naturforscher haben die eigentümliche Situation des heutigen Menschen tief erkannt. Sie stellen uns vor Fragen, die unausweichlich geworden sind und keiner beantworten kann, der nur die «alten Hütten» pflegt. Der Herrschaft über die Erde, dem Ausgriff des Menschen in interplanetarische Räume und der sich überall in der wachsenden Einheit der Welt immer schärfer und machtvoller abzeichnenden Einheit der einen Weltgeschichte entspricht nicht eine mythische, sondern eine transzendente und universale Religion, die allein imstande ist, alles, was geschieht, zu integrieren und den Menschen über sich selbst noch in seinem titanischen «Übermut» unendlich hinauszuführen. Wenn Benn ausruft: «Gott ist lebendiger denn je!» und Teilhard de Chardin im Epilog zu seinem Hauptwerk «Der Mensch im Kosmos» vom heutigen Weltbild her «das Phänomen des Christentums» ins Auge faßt, dann wissen beide auf ihre Weise, daß Gott das Geheimnis und die Verheißung der Erde und allein der Mensch im unausmeßbaren Kosmos der Ort ist, dies geschichtlich zu erfahren und zu bezeugen.\*

Dr. Walter Strolz

\* Die in dieser Betrachtung angedeuteten Erwägungen erfahren eine philosophische Ergänzung in dem eben erschienenen Buch desselben Verfassers: «Der vergessene Ursprung. Das moderne naturwissenschaftliche Weltbild und das Abenteuer des neuzeitlichen Denkens» (Verlag Herder, Freiburg i.Br., Fr. 12.30), auf das wir noch zurückkommen werden.

# DIE RELIGIÖSE TOLERANZ

Ohne Zweifel stellt die Toleranz – genauer gesagt die religiöse Toleranz – die philosophische Überlegung vor ein schwieriges Problem, und zwar in bezug auf ihren Wert wie auf die Möglichkeit ihrer Rechtfertigung. In dieser kurzen Studie versuche ich aufzuzeigen, worin diese Schwierigkeit besteht und auf welchem Weg man hoffen kann, sie zu lösen.

Bemerken wir gleich anfangs, daß man von Toleranz im eigentlichen Sinn nur dann reden kann, wenn man sie von ihrem Gegenstand her eingrenzt. Als absolutes Prinzip aufgestellt, wird sie zum reinen Un-Sinn. Ganz allgemein erstreckt sie sich auf die Äußerungen oder Kundgebungen des Glaubens; denn dieser selbst kann an und für sich wohl keiner Behinderung unterliegen. Trotzdem geht es irgendwie um die Glaubensüberzeugung selbst, wenn auch auf dem Umweg über ihre Äußerungen.

Sobald wir das Substantiv (Toleranz) durch das Verbum (tolerieren) zu ersetzen suchen, wird unsere Verlegenheit offenbar. Das scheint uns lehrreich. «Tolerieren» kann den Sinn haben: einfach ertragen, und je nachdem bedeutet «ertragen» auch einfach: ohne Protest über sich ergehen lassen (wenn ich zum Beispiel den Spektakel über mir «ertrage»). Wenn ich aber von Toleranz spreche, dann denke ich ohne Zweifel an etwas, das sich nicht auf ein Ertragen und schon gar nicht auf ein Über-sich-ergehen-lassen beschränkt, sondern es liegt darin so etwas wie Anerkennung eines gewissen Rechtes; die Toleranz sagt bis zu einem gewissen Grad ein «Zurecht-Bestehen» aus, das aber nichtsdestoweniger gewisse Einschränkungen zuläßt, die noch näher zu untersuchen sind.

Man könnte auch sagen, die Toleranz scheinere wesentlich die Verneinung einer Verneinung darzustellen: sie bedeutet eine Gegen-Intoleranz. Demnach könnte man sie niemals als ursprünglich ansehen; sie wäre sozusagen eine zweite Regung und falls sie das nicht sein sollte, würde sie zur Indifferenz oder Tatenlosigkeit herabsinken. Fügen wir noch bei, daß sie um so mehr sie selbst sein wird, je mehr sie in der Lage ist, etwas verhindern zu können, aber von dieser Möglichkeit bewußt keinen Gebrauch machen will. Dort wo jede Einflußnahme unmöglich scheint, kann man im Ernst von Toleranz nicht reden.

\*

Man beachte auch, daß die Toleranz an Eigen-Wert verliert, wenn sie bloß die Haltung eines Einzelnen, die sich als solche bestätigt, wiedergibt. Wir drücken das in Sätzen aus wie: «Was mich betrifft, so widersetze ich mich dem nicht.» Auch in solchen Fällen sinkt die Toleranz zur Indifferenz herab. Sie gewinnt aber an Wert, wenn der, welcher sich zu ihr bekennt, von einer Gemeinschaft gewissermaßen gestützt wird und sich bewußt als deren Glied äußert. Der gleiche Gedanke läge in der Aussage: Toleranz verlangt immer eine gewisse Erfahrung der Fülle. Das erhellt auch aus dem Gegenbild, wenn man an die vielen Agnostiker denkt, die an nichts festhalten, die innerlich nur eine einzige Leere aufweisen; es ist völlig sinnlos, sie tolerant zu nennen.

All das kann, wie mir scheint, als gesichert gelten; schwierig wird die Sache, sobald sich die Reflexion nicht dem Subjekt und seiner Haltung, sondern dem Glaubensfaktum zuwendet, das will sagen, der Art, wie man einer sicheren Realität anhängt.

Je mehr ich an eine Realität wirklich glaube, muß mir diese als etwas erscheinen, das sich allen Menschen aufdrängt. Eben darum werde ich dazu neigen, den Widerstand, den mein Bemühen zur Verbreitung meines Glaubens findet, dem Irrtum zuzuschreiben. Wenn ich trotzdem zur Toleranz fähig bleibe könnte man fragen, ob dies dann ausschließlich nur soweit möglich ist, als ein wenn auch noch so geringer Zweifel an

der von mir geglaubten Realität in mir fortbesteht. Sollte dem so sein, dann wäre Toleranz nur auf Grund eines Minimums an Skeptizismus möglich.

Bekanntlich war das seit Montaigne die Ansicht vieler Denker. Sie hat den Vorteil, einfach zu sein, ist aber nichtsdestoweniger äußerst bedenklich. Aus ihr ergibt sich nämlich die Folgerung, daß dort, wo der Glaube ein absoluter ist, die Toleranz nicht mehr möglich und vielleicht sogar nicht mehr erlaubt wäre. Und das führt wieder schnurgerade zu Mißbräuchen, wie die Inquisition sie kannte. Wir stehen hier vor einer einfachen Übertragung des bekannten und im übrigen sehr anfechtbaren Satzes des positivistischen Philosophen: in der Physik gibt es keine Toleranz. Der Absolutist könnte sich überdies auf das Vorbild des Arztes berufen, der eine Epidemie bekämpft und prophylaktische Maßnahmen vorschreibt; nach seiner Meinung ist es offensichtlich, daß, wer von der ansteckenden Krankheit befallen ist, kein Recht besitzt, durch seine Nachlässigkeit die Gesunden zu gefährden. Die Krankheit muß mit allen Mitteln bekämpft werden. Darf man die Häresie oder eine als häretisch betrachtete Lehre insofern der Cholera oder der Pest gleichsetzen, als es sich vor allem darum handelt, sie auszurotten, so daß Toleranz in unserem Sinn nur eine mehr oder weniger unfreiwillige Mitschuld bedeuten würde? Ein solches Denken findet sich offensichtlich nicht mehr häufig bei den Menschen der Kirche, wohl aber kann man ihm in manchen rückständigen Ländern (die aufzuzählen sich erübrigt) gewiß noch begegnen. Hingegen bildet es einen festen Bestandteil in totalitären Ländern und besonders in den kommunistischen Diktaturen. Die Ungeheimtheit tritt hier so offen zutage, daß sie nicht erst bewiesen werden muß, denn die Orthodoxie, in deren Namen die Häresien festgestellt und soweit möglich ausgerottet werden, beruht auf keinerlei festem Untergrund und außerdem muß darauf hingewiesen werden, daß in einem Bereich wie der Politik und der Soziologie bereits die Idee der Orthodoxie einen Widerspruch bedeutet.

\*

Wo sich hingegen die Orthodoxie auf die Offenbarung oder auf das, was man im guten Glauben für eine solche ansieht, gründet, da liegt ganz gewiß ein viel schwierigeres Problem vor, das eine ernsthafte Prüfung verdient.

Muß nicht, so könnte man fragen, einer strengen religiösen Orthodoxie die Toleranz, wie ich sie eingangs dieser Studie als die Anerkennung eines Rechtes umschrieben habe, wie ein Mangel an Treue und Liebe erscheinen? Wie kann man billigen, was schließlich ein Recht auf den Irrtum wäre!

Das eigentliche Problem besteht aber darin, zu erforschen, ob nicht Gott gewissermaßen erwartet, daß jene, die an ihn glauben, ihm auf diese Weise dienen. Zur Frage steht die echte Beziehung zwischen uns und unseren irregegangenen oder als verirrt betrachteten Brüdern, eine Beziehung, die ein Drittes mit sich bringt, das Gott ist, oder noch genauer die Idee, die wir uns von ihm bilden. Ich kann hier nur wiederholen, was ich schon vor mehr als zwanzig Jahren zu dieser Frage geschrieben habe. Unter allen Umständen, sagte ich damals, muß die Transzendenz Gottes gewahrt bleiben. Die Bedeutung des Wortes Transzendenz wird aber näherhin durch die Art des Anrufes vonseiten Gottes bestimmt: «Der Wille Gottes kann aufgefaßt werden als eine Anrede an meinen Willen in einer Ordnung, in der meine Freiheit sich durch den Bezug auf andere Freiheiten zu verwirklichen hat. Es handelt sich um eine dreifaltige Beziehung. Diesem göttlichen Willen zu dienen bedeutet hier ganz offensichtlich, sich zum Mittler zu machen zwischen ihm und dem Gewissen des andern, das ich im vorliegenden Fall für verblendet halte. Und das will sagen: Ich habe so zu handeln, daß dieses verblendete Gewissen

sich dem Willen, dem ich diene, zukehrt, daß es sich dem Licht öffnet, welches mich, wie ich glaube, erleuchtet. Dabei muß ich vor allem darauf achten, daß der andere nicht den Eindruck erhält, ich würde mein persönliches Interesse vertreten und daß er nicht zwangsläufig das, was ich den Willen Gottes nenne – den er ja noch gar nicht als solchen anerkennt –, für eine Maske ansieht, hinter der ich Ansichten verberge, die ich nur liebe, weil es die meinen sind, mit der ich den Wunsch verumme, meine Macht spielen zu lassen, einen andern in eine Welt zu ziehen, deren Mittelpunkt ich selbst bin. Nur durch die Liebe, die ich diesem Menschen erzeuge, kann ich verhindern, daß solche Gedanken ihn erfüllen und ihm beweisen, daß ich wirklich ein Mittler zwischen ihm und einem ihm unbekanntem Willen bin, der mit der Offenbarung seiner äußeren Macht zurückhält. Dabei soll diese Liebe, so wie sie ist, an den andern herantreten mit dem Glauben, der sie nährt und der in dieser Umarmung miteingeschlossen sein muß; sie muß eine so starke Liebe sein, daß der andere sich umformt und neugestaltet, daß er sich aufschließt und wiedergeboren wird, daß zugleich sein Glaube die Mauern, welche ihn gefangen hielten, sprengt und er sich verwandelt und alles Heterodoxe und dem Tod Entlehnte, das ihn zu ersticken drohte, ablegt.»

Aus all diesen Überlegungen ergibt sich, daß die Toleranz gleichsam vor unseren Augen zerfällt. Auf der einen Seite schmilzt sie, im Sinn des Skeptizismus verstanden, zur Gleichgültigkeit zusammen; auf der andern wandelt sie sich in Liebe um, und offenbar müssen wir gerade bei dieser Umwandlung besonders auf der Hut sein. Ehrfürchtig müssen wir Gott lieben, der uns verbietet, ihn uns als ein Idol oder einen totalitären Tyrannen zu denken.

Wenn dem so ist, müßten wir dann nicht die Toleranz als ein unbeständiges Kompositum ansehen, das man am besten in seine Elemente zerlegt? Mir scheint, das wäre eine rein theoretische Stellungnahme, die dem, was wir vom Menschen und den Beziehungen der Menschen untereinander wissen, kaum gerecht wird. Gewiß, ganz genau genommen wäre die Aussage richtig, die Toleranz halte vor der Reflexion nicht stand und wer nicht vor ihr stehen bleiben wolle, müsse über sie hinausgehen. Wollte man aber danach handeln und das zur sittlichen Richtschnur machen, dann öffnet man wohl letztlich der Tyrannei und dem Fanatismus die Türe. Das aber ist die größere Gefahr, vor der wir uns ja gerade zu hüten haben. Trotz allem was eben gesagt wurde und was ich für unbedingt richtig erachte, würde ich darum behaupten, daß die Toleranz samt der ganzen in ihr liegenden Verworrenheit gerettet, genauer, daß die Meinungs- und Glaubensfreiheit institutionell garantiert werden muß. Erst nach dem Letzten Gericht wird die Toleranz ihre Berechtigung verlieren, die eine negative und an eine Ordnung gebunden ist, in der die LIEBE nicht allmächtig ist und sein will, in der sie ihrer Oberherrschaft von sich aus Grenzen gesetzt hat.

Diese Lösung kann man nicht als enttäuschend bezeichnen: sie trägt einer bestimmten Befindlichkeit des Menschen Rechnung, deren wesentliches Kennzeichen die Vieldeutigkeit ist. Gewiß, jeder von uns muß für sich und in seinem Bereich diese Vieldeutigkeit zu verringern bemüht sein. Aber das Soziale kann als solches von ihr nicht frei gehalten werden. Hüten wir uns vor einem gewissen Purismus, der im Lauf der Geschichte schon manchen Scheiterhaufen in Brand gesetzt hat.

Gabriel Marcel de l'Institut

## KUNSTBETRACHTUNG ALS ERZIEHUNG ZUM ABSOLUTEN\*

### ENDZEITLICHKEIT

I.

Es wäre höchst ungenau, zu sagen, die bildenden, «raumgestaltenden» Künste (Malerei, Bildhauerei, Architektur, dekorative Künste) könnten die Zeit nicht «einfangen». Die Raumgestaltung vermag auf ihre eigene, raumgebundene Weise eine ganze Reihe von Bewegungen in einem einzigen Punkt der Gegenwart konvergieren zu lassen. Man möchte sogar sagen, das Einfangen der Zeitlichkeit in eine Raumgestalt sei die große, künstlerische Tat der bildenden Künste.

Wir erinnern uns der Deutung, die *Rodin* seinem eigenen «Saint Jean-Baptiste» gegeben hat. Er beschreibt die verschiedenen Bewegungen, die er in dieser Plastik eingefangen hat. Zum Beispiel in der Stellung der Füße. Der linke Fuß hat die Stellung, die er eigentlich vor dem Schritt gehabt hat, der rechte Fuß aber jene, die er erst nach dem Schritt einnehmen sollte. Die Gestalt beginnt und endet die Bewegung zugleich. Zwei nacheinanderfolgende Bewegungen sind also in den Gliedern zusammengepreßt. Die Zeit zieht sich zusammen. In seiner Unbeweglichkeit scheint der Heilige sich zu bewegen, er verwirklicht das «Schreiten» in seiner Vollkommenheit. Alle seine Kräfte konzentriert er in der Bewegung, die er schon vollendet hat, ehe er sie begann.

Eine andere Technik – besonders in der Malerei angewandt – ist das Zusammenraffen von Momenten des intensiven Erlebens. Man verweilt ja gewöhnlich in der Betrachtung eines Gegenstandes bei bestimmten Punkten und Proportionen, andere Teile werden dagegen von unserem Blick nur flüchtig gestreift. Nun hebt etwa der Maler durch eine Kontorsion der Gestalt oder durch eine Akzentuierung der Zeichnung bestimmte Partien hervor, die ihn angesprochen haben. Dadurch drängt er den langen Betrachtungs- und Erlebnisprozeß in eine einzige Figur zusammen. Die Zeit wird zur Gestalt. Das zeigt, daß das Kunstwerk die Zeit nicht «linear», sondern nach der «Tiefe» zusammenrafft: die Zeit wird in eine neue Dimension projiziert. Schon *Bergson* bemerkte, daß die Zeit verschiedene «Tiefen» hat; je näher ein Seiendes dem Geist ist, desto dichter und reiner wird seine Zeitlichkeit, bis sie an der Spitze des Geistigen so

intensiv wird, daß sie sich (ohne ihre Zeithaftigkeit zu verlieren) zur Ewigkeit umwandelt. Diese Erhebung der Zeit auf eine höhere Stufe der Zeitlichkeit ist eine der vornehmsten Aufgaben der darstellenden Kunst. Sie erreicht ihren Höhepunkt in der Darstellung eines Gesamtchicksals, in der Figur, die wir «Schicksalsgestalt» nennen könnten. Die Portraits von *Vermeer* vermögen die ganze Vergangenheit und die ganze Zukunft der dargestellten Person zu erzählen. Wir erleben dabei, wie diese Menschen in ihrem Schicksal stehen, von welchen Mächten sie getragen und von welchen sie bedroht sind, wie sie in bestimmten Situationen aus dem in ihrer inneren Gestalt mitgegebenen Guten und Bösen heraus handeln werden, warum sie lieben und warum sie hassen, wie sie geboren wurden, was sie aus sich gemacht haben und wie sie dem Tod entgegengehen. Geburt und Tod sind in ihrer Gestalt schon vereinigt. Sie stehen noch in der Geburt und sie treten schon in den Tod ein. Unbewegt und doch voranschreitend, wie der «Saint Jean-Baptiste» von *Rodin*.

Der Künstler macht also die Zeit zur Gestalt. Dadurch erreicht er eine Dichte der Wirklichkeit, die sich der Sphäre der Existenz entzieht. Ek-sistieren heißt doch grundsätzlich, in der «Auseinandergerissenheit» zu leben als grenzenloser Entwurf und fragmentarische Verwirklichung. Es heißt, sich in der Zeit zu verteilen und als Verteiltheit ein Ganzes sein zu wollen; es heißt ferner, die Gestalt des eigenen Schicksals nicht zu besitzen, sondern sie als «Zukunft» brockenhaft zu entdecken, um sie erst im letzten Moment des Daseins zu vollenden. Das Kunstwerk – wie wir eben gesehen haben – stellt genau das Gegenteil dar: es ist etwas Ganzes schon vor jeglicher Verteiltheit, es ist Verwirklichung in der Fülle des Entwurfs, es ist nicht auseinandergerissen, sondern west als vollendete Schicksalsgestalt. Das Kunstwerk steht also zur Existenz grundsätzlich als Entzug und damit zugleich als Auszug: das aus der Existenz sich herausziehende Sein, oder – in Kategorien der Existenz gewertet – als Tod. In diesem Sinne ist die Kunst ein Endzeitergebnis. Wir werden

\* Erster Teil in Nr. 21, S. 225ff.; zweiter Teil in Nr. 22, S. 241ff.

später noch einen anderen und radikaleren Sinn finden, in dem sie dies ist.

2.

Auch hier erscheint uns das Kunstwerk als Projektion der inneren Struktur des Daseins. Das Kunstwerk ist in den Tod gestellt und dadurch erhält es seine reine Gestalt. Das Dasein seinerseits definiert sich als Tod: nicht nur indem es dem Tod entgegenggeht und damit linear dem Tod entgegengesetzt wird, sondern wesentlicher, indem die Situation des Todes sich ständig in ihm verwirklicht und indem das Dasein erst durch diese Todessituation zum Dasein wird. Wenn wir den Tod nicht als Grundsituation ins Dasein aufnehmen (als Realbedingung jeglicher Daseinsregung), so löst sich das Dasein im Nichts auf, hört einfach auf, sich zu regen, sich in seinen eigenen Dynamismus zu begeben, und damit hört es auf, da zu sein. In jeglicher Daseinsregung entdecken wir eine Todesdialektik: erst indem wir uns aufgeben, werden wir erfüllt. Eine «kenotische», selbstentleerende Bewegung herrscht in unserem Dasein. Das zeigt sich zuerst im menschlichen Bewußtsein. Es entsteht erst, indem das Dasein sein «Bei-sich-sein» aufgibt und sich in die Andersartigkeit begibt. Man erkennt sich selbst erst, indem man darauf eingeht, sich selbst zu verlassen. Wir müssen unsere Eingebundenheit aufgeben und uns der Gegenstandswelt ausliefern. Erst dann können wir wirklich zu uns selbst zurückkehren und uns als den «Sich-Auflösenden» erfassen. Erst indem man etwas Fremdes «zwischen sich selbst» legt, fängt man an, sich selbst zu sein.

Noch klarer erscheint diese selbstentleerende Bewegung in unserem Liebesdrang. Man fängt erst an, Person zu sein, wenn man aufhört, sich an sich selbst zu klammern, wenn man anfängt, auf Glück und Verderben einem Andern ausgeliefert zu sein. Angesichts unserer Selbsthingabe entschließt sich dann der Andere, sich selbst und mit sich selbst unser hingebenes Dasein uns zurückzugeben. Erst dort fängt unsere Person an, wo sie sich in einer fremden Person verliert, in ihr verschwindet und untergeht. – Unserer Erkenntnisfunktion eignet ebenfalls eine grundsätzliche kenotische Dialektik. Obwohl Erkenntnis Besitznahme des fremden Seins ist und dadurch vielmehr eine Entleerung des Andern zu sein scheint, wird sie doch gerade in ihrer Vollendung zur Selbstentleerung. Wir gelangen nämlich zum eigentlichen Gegenstand unseres Wissensdranges dort, wo eine fremde Person sich uns öffnet. Da schlägt die Besitznahme notwendigerweise in die Selbstauslieferung um. Die Persontiefe, der Punkt, wo der andere Mensch in seiner Eigentlichkeit begründet ist, heißt Selbstbesitz in Freiheit. Keine Erkenntnis vermag zu diesem Punkt vorzudringen, es sei denn, die Person selbst öffne sich frei. Das Eigentliche einer Person erfahren wir in ihrer freien Selbstausgabe, die wir nicht überprüfen können. Man kann die Wahrheitsliebe, die Ehrlichkeit, die Objektivität usw. des Andern prüfen, nicht aber das, was er über sein Inneres aussagt. Es gilt, die Aussage als etwas Unüberprüfbares hinzunehmen. Dies kann aber nur geschehen in der Form der Liebe. So nimmt unsere Erkenntnis in ihrer höchsten Funktion die Gestalt und damit die selbstentleerende Haltung der Liebe an.

Freiheit scheint die höchste Form des Selbstbesitzes zu sein. Frei zu sein heißt aber zugleich sein eigenes Schicksal sein, das in uns Geschriebene bis zum letzten erfüllen. Schicksal zu haben, ja sein eigenes Schicksal zu sein, besagt aber, sich selbst «fremd» sein, sich selbst nicht mehr besitzen, sich selbst der «Fügung» ausliefern. Wie diese Fügung zu deuten ist, hängt davon ab, wie wir die Struktur des Seins auffassen. In jedem Fall ist sie etwas grundsätzlich Fremdes, selbst wenn sie zu der inneren, individuellen Struktur unseres Daseins gehört. Sie ist eben das «Fremde» in unserem eigenen Dasein, dem wir uns in Freiheit fügen müssen, um so unsere innere Notwendigkeit zu erfüllen und frei zu sein. Freiheit, das heißt «vollkommen sich selbst sein», bedeutet in letzter Analyse «nicht mehr sich selbst sein».

Man könnte noch verschiedene Teilaspekte des «Kenotischen» in unserem Dasein aufzählen. Das Grundsätzliche scheint aber schon aus diesen wenigen Bemerkungen sichtbar geworden zu sein: die Funktionen des Daseins stehen in einer Untergangsdialektik, deren sukzessive Etappen das Sein, das Nichtsein und wiederum das Sein sind. Von einem anfänglichen Seinsbestand heraus begibt sich das Dasein mit einer Geste der Selbstaussparung in die Verneinung dieses Seinsbestandes hinein und erreicht dadurch eine neue Fülle des Seins. Wenn wir jetzt diese Einsichten auf die im letzten Punkt aufgeworfene Frage anwenden, bekommt die Aussage über den kenotischen Charakter des Daseins eine letzte Schärfe. Wir hatten herausgestellt, daß das Dasein durch eine allumfassende Gegenwart Gottes konstituiert wird, paradoxerweise aber so, daß Gott ihm trotzdem nicht gegenwärtig ist. Warum ist unser Dasein immer nur ein Vorbeigehen am Eigentlichen? Die Antwort auf diese Frage – nachdem wir die Grundgesetzlichkeit der Selbstentleerung aufgezeigt haben – kann nur sein: um die totale Gegenwart Gottes im menschlichen Dasein nachvollziehen zu können ist ein totaler Untergang des Daseins notwendig, also der Tod. Erst im Tod kommt also das Dasein total zu sich selbst, erst dort wird es als Vollbewußtsein, Vollerkenntnis, Vollfreiheit und, von dieser Freiheit abhängig, als Volliebe (oder Vollhaß) gesetzt. Erst so kann das Dasein zur Vollgegenwärtigkeit Gottes werden. Da aber das Dasein bis in seine kleinsten Regungen hinein eine Suche nach Gottesgegenwärtigkeit ist, bedeuten alle seine Akte ein «Sich-in-den-Tod-Stellen» des Lebens. Tod ist also die innere Bedeutung des Daseins. Diese Aussage schließt notwendigerweise eine andere über den menschlichen Tod in sich: der Tod ist als ein Akt des totalen Selbstsetzens in totalem Untergang zu werten.

3.

Der Mensch begegnet also in der Kunstbetrachtung seinem eigenen Tod und damit der Fülle seiner Freiheit, Erkenntnis und Liebe, der Fülle seiner Person. Dadurch löst das Kunstwerk in uns eine Bewegung des ganzen Daseins aus. Diese totale Bewegtheit heißt künstlerische Ekstase. Man steht also in der Kunstbetrachtung an dem Punkt, in dem wir uns endzeitlich schaffen, in dem wir endlich uns selbst werden, in dem wir endlich fähig werden, zu «sein». Mensch sein heißt aber – wie es sich im Zuge der vorhergehenden Betrachtungen herausgestellt hat – in einer Umschlungenheit mit dem All leben. Voll Mensch sein heißt also, unsere Einheit mit dem All voll verwirklichen. Uns selbst schaffen bedeutet folgerichtig, das All neu schaffen, den Kosmos von seinen innersten Gründen heraus neu gestalten. Versetzt uns so die Kunstbetrachtung in unseren Tod, in unsere individuelle Endzeitlichkeit hinein, so ist darin eine andere, grundsätzlichere Endzeitlichkeit mitgegeben: wir werden zugleich in die Endzeit des Weltalls versetzt, an die Stelle, wo das All Gott gegenwärtig wird und diese Gottesgegenwärtigkeit seine ganze Struktur ins Göttliche hinein verändert. Kunst ist also ein Symbol, ja Vor-Verwirklichung der endzeitlich-universalen Neuschöpfung.

## FREIE NOTWENDIGKEIT

I.

Eine letzte, paradoxe Beschaffenheit des Kunstwerks besteht darin, daß es zugleich notwendig und frei ist. Betrachtet man eine Partie des Kunstwerks, so lassen sich die anderen Partien daraus nicht deduzieren. Es scheint kein notwendiger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Teilen zu bestehen. Sie folgen aufeinander in einer einmaligen Freiheit. Und doch, wenn sich die nächste Partie vor uns entschleiern, erweist sie sich als notwendig. Sie könnte nicht anders sein, als sie ist. Auch außerhalb der bildenden Künste, wie zum Beispiel in der Dichtung, im Tanz und in der Musik, entdecken wir das gleiche

Ineinandergreifen von Freiheit und Notwendigkeit. In keinem Moment vermögen wir den Rest zu erraten, aber jeder neue Moment meldet sich dann doch mit der Evidenz des Notwendigen. Kunstwerk schafft für sich selbst Gesetz, darin ist es frei, und beugt sich dann diesem selbstgeschaffenen Gesetz, darin ist es notwendig. So hat man den Eindruck, als ob die Kunst Gestalten von ewiger Gültigkeit gleichsam aus dem Stoff des Seins herauszuschneiden würde, so evident und seinsmächtig wirkt sie auf uns.

Der «Raabe» von *Allan Edgar Poe* scheint von der Ewigkeit her fertig und bis zu dem kleinsten Teil notwendig dazustehen; der Dichter scheint dieses Gebilde aus der Sphäre des Ewig-Gültigen entrissen zu haben. Zugleich aber ist jedes Wort und jede Wortverbindung frei, vom Dichter errungen und erkämpft. Wenn wir den großen, schöpferischen Tänzern Glauben schenken können, so entsteht der Tanz wie aus einem Paradox: der Tänzer fühlt eine geheimnisvolle Notwendigkeit in sich, er beschreibt von einer unsichtbaren Macht vorgeschriebene Figuren und trotzdem schafft er den Tanz frei. *Paul Valéry* sah in der «freien Notwendigkeit» die Wesenseigenschaft der «reinen Kunst». Sie ist eine individuelle Qualität des einzelnen Kunstwerks und hat zunächst mit anderen Kunstwerken nichts zu tun. So kann es geschehen, daß grundverschiedene Kunstwerke den gleichen Gegenstand ausdrücken und doch ist jedes einzelne Kunstwerk die «einzig mögliche» Darstellung des Gegenstandes. Hier berühren wir ein letztes Geheimnis im Kunstwerk und damit vielleicht ein letztes Geheimnis unseres eigenen Daseins.

Vielleicht kommt die Freiheit des künstlerischen Schaffens bei Malern wie *Michelangelo*, *Rubens*, *Delacroix* oder *Braque* mehr zum Vorschein als bei anderen, da ihre Kompositionen eine Fülle von Einzelheiten enthalten, die gar nicht notwendig und nicht rationell sind. Bei ihnen ergreift die Neigung der Renaissance, des Barocks, der Romantik und des Kubismus nach grundloser Überschwänglichkeit die Führung und unterdrückt beinahe die innere Notwendigkeit, die doch in der Struktur ihrer Bilder enthalten ist. Die Schöpfungen von *Vermeer* sind dagegen von solch einer durchgreifenden Notwendigkeit getragen, daß die Freiheit darunter zu leiden beginnt. Das sind die äußersten Grenzen der Annäherung und damit die Grenzen des Genies. Uns scheint, daß *Bruegel* noch im höchsten Maße die vollkommene Integration von Freiheit und Notwendigkeit verwirklicht hat. Kunstwerk bleibt meistens nur Annäherung, aber jedes Kunstwerk enthält Hinweise, woraus wir entnehmen können, was reine Kunst ist: eine ganzheitliche Harmonie zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Somit ist die Kunst eine hohe Verheißung für unser Dasein.

2.

Die im Kunstwerk uns entgegenstrebende «freie Notwendigkeit» läßt uns einen Zustand des Seins errahnen, in dem die ganze innere Notwendigkeit unseres Daseins zur bewußten Selbstsetzung, zur Freiheit wird. Den verborgenen Hinweisen im Kunstwerk folgend, haben wir die uns eingegebene innere Notwendigkeit als ein «Hinausgetragensein ins Absolute», als eine «Umarmung des Universums» und als ein «Hingespantsein auf den Tod als vollpersonale Vollendung» erwiesen. All das ist in uns als ein verborgener Dynamismus unseres Menschseins enthalten; wir besitzen all das, ohne daraus einen vollpersonalen Einsatz machen zu können. Wir sind es und wir sind es wiederum nicht. Was geschieht aber in dem Moment, da wir diese unsere unbewußte Seinsbewegung bewußt und frei nachvollziehen? Was geschieht, wenn wir uns mit unserer ganzen Person diesem Hinausgetragensein hingeben? Anders gesagt, was für eine Verheißung schließt der Tod für uns in sich? Wir stehen im Tod an der Grenze allen Seins, plötzlich erwacht, wissend und befreit. Es strömt uns unser tiefstes Sein entgegen, es strömt uns das Weltall entgegen, das wir schon immer in uns trugen, mit dem wir schon immer zutiefst vereint waren, das irgendwie schon immer aus uns entstand. Und darin «strömt» uns Gott entgegen, der immer schon in jeder Regung unseres Daseins als unser tiefstes Geheimnis bei uns war, aus dem heraus wir immer schon uns selbst geschaffen haben, der uns immer schon unserem Schicksal entgegentrieb. Darin wiederum strömt die ganze Menschheit uns entgegen, die Menschheit, die überall von Gott getrieben wird und ahnungslos unvorstellbare Herrlichkeit in sich trägt. Als ein unheimlicher Strom der Dinge, der Bedeutungen, der Personen, der Geschehnisse strömt uns all das entgegen und will uns in die Gottheit hineinreißen. Und da stehen wir frei, diese Herrlichkeit in einer letzten Entscheidung auf uns zu nehmen. Ent-

weder lassen wir diesen Strom der Wirklichkeit an uns vorbeifließen und dann werden wir ewig in uns selbst versteinert dastehen, wie ein Felsen, an dem der lebentragende Fluß vorbeifließt, herrlich in sich selbst, aber verlassen und für ewig einsam. Oder wir lassen uns von diesem Strom mittragen und werden so selbst zu diesem Strom und fließen in die ewige Vollendung hinein, in das ewig dauernde Ineinandergreifen unserer innersten Notwendigkeit und unserer personalen Freiheit.

Schon jetzt, auf der Stufe unseres auseinandergerissenen Seins, können wir zuweilen diese Vereinigung von Freiheit und Notwendigkeit unter dem Schleier unserer Uneigentlichkeit wahrnehmen. Gelegentlich tritt das menschliche Dasein in einen Zustand ein, den man im allgemeinen als Euphorie bezeichnet. Plötzlich, wie ohne Grund, werden die Dinge durchsichtig, die inneren Stürme des Daseins legen sich, man empfindet eine unsagbare Harmonie, man sieht plötzlich sein eigenes Schicksal in einer ruhigen Klarheit und nimmt es als Geschenk entgegen. In diesem Moment der Mittagsklarheit erscheint unser Dasein als unersetzbar und notwendig in seiner inneren Gestalt. Zugleich empfindet man seine freie Einmaligkeit: mich selbst bestimmend, als freier Entschluß bringe ich mich meiner Vollendung entgegen. Hölderlins deutsche Landschaften baden in diesem Licht der kosmischen Vollendung. Diese Erfahrungen sind nur Ahnung und Vorgeschmack unseres freien Hineinströmens ins Licht der Gottheit, in unsere «freie Notwendigkeit».

3.

Das Dasein stellt sich also in der Kunstbetrachtung an eine Stelle, an der aus ihm das ewige Sein entspringt. All das ist eine unteilbare, weiter nicht mehr rückführbare Erfahrung. Es ist unmöglich, diesen Zustand näher zu beschreiben. Er ist einfach die Ergriffenheit des Daseins, dem in der Form der Sichtbarkeit das Absolute entgegentritt. Dadurch ist aber diese Ergriffenheit eine unsagbare Vollendung und zugleich die höchste Bedrohung unseres Daseins.

\*

Die Bedrohung, von der wir sprechen, besteht darin, daß das Absolute durch das Kunstwerk sich in die Sphäre des Greifbaren (Anschaubaren, Betastbaren, kurz Sinnlich-Nachvollziehbaren) zu begeben scheint, obwohl es seinem Wesen nach ungreifbar, geheim und unnahbar ist. Die Kunst ist gleichsam eine «Bewältigung des Absoluten». Eine Magie also? Es hängt davon ab, wie wir uns in der Kunstbetrachtung dazu stellen.

Das Sinnlich-Wahrnehmbare ist der Gegenstand unseres Besitzens. Ihm gegenüber nehmen wir unwillkürlich die Haltung des Verfügens an. Diese Haltung zerstört dann das Absolute im Kunstwerk. Es wird ein Ding unter anderen Dingen, ein Gegenstand unserer Erregung, ja ein Betäubungsmittel unserer Langeweile. Dadurch wird die Kunst zum absurden Versuch einer Bindung des Unbindbaren, ein «In-unseren-Dienst-Stellen» des Göttlichen.

Die richtige Kunstbetrachtung verlangt also eine innere Zurückhaltung, eine Aszese. Man sollte einem Kunstwerk in Ehrfurcht begegnen, zu ihm immer wieder zurückkehren, aus unserem Besuch einen Akt der Treue schaffen. Ja, wir sollten darin noch weiter gehen: die richtige Haltung wäre, das Kunstwerk nicht «erschließen» zu wollen und über seine eigenen Erfahrungen nicht viel zu reden; das Kunstwerk freizulassen und es nicht zu uns zurückbinden zu wollen. Empfänger müssen wir sein in der Kunstbetrachtung und nicht Besitzer. Schließlich – und darin sprechen wir das Wesentliche dieser «pneumatischen Haltung» aus – sollte man das in der Kunstbetrachtung Empfangene nicht «nachprüfen», sondern ihm liebend Vertrauen schenken. Sonst entschwindet das Eigentliche aus dem Kunstwerk.

Orpheus wußte, daß Eurydike bei ihm sei, aber nur solange er sich dessen nicht vergewisserte. Als er sich umwandte, um zu sehen, ob Eurydike ihm wirklich folge, erschaute er sie zwar

für einen Moment, sie löste sich aber gleich vor seinen Augen auf und entschwand für immer.

*Dr. Ladislaus Boros*

## Zehn Jahre Schulkampf in Belgien

Seit zehn Jahren wird die belgische Politik von der Schulfrage beherrscht. Die Legislaturwahlen vom 1. Juni und die Gemeindewahlen vom 12. Oktober 1958 ergaben im ganzen Land einen merklichen Zuwachs der Christlich-Sozialen. Als bald nahmen die Vorstände der drei wichtigsten politischen Parteien (der Christlich-Sozialen, der Sozialisten und der Liberalen) Verhandlungen auf, die zur Unterzeichnung des «Schulpaktes» führten.

Diese durch die höchsten Instanzen der drei Parteien ratifizierte Konvention bedeutet einen Vergleich zur Lösung einiger praktischer Fragen. Wie bei jedem Kompromiß mußten alle Beteiligten Konzessionen machen und das Programm keiner Partei wurde voll verwirklicht. Der Pakt wurde auf zwölf Jahre abgeschlossen. Falls sich die Gesetzgeber von seinem Geist inspirieren lassen und seine Bestimmungen vernünftig anwenden, dürfte er den Schulfrieden sicherstellen.

Im Anschluß an diesen Pakt wurde ein neues Schulgesetz ausgearbeitet, dem beide Kammern fast einstimmig zustimmten. Gleich nach der Veröffentlichung am 29. Mai 1959 trat das neue Gesetz in Kraft. Im folgenden werden wir kurz den Stand der Schulfrage um 1950, die wichtigsten Etappen seit diesem Zeitpunkt und die Lösung, die das neue Gesetz brachte, umreißen.

### Die Ursprünge: Das Unterrichtswesen in Belgien und seine Probleme

In der Verfassung von 1831 wurde im Artikel 16 die Lehrfreiheit gesetzlich verankert. Natürlich konnten die Gesetzgeber die Fragen, die sich 120 Jahre später ergeben sollten, nicht voraussehen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts zeichneten sich in der öffentlichen Meinung zwei Tendenzen ab. Die Konservativen, zumeist Katholiken, verteidigten die Autonomie der Lokalbehörden (Gemeinden und Provinzen) sowie die Privatinitiative bei der Errichtung von Schulen. Sie hatten frühere Regierungen (beim Anschluß an Frankreich und an das Königreich der Niederlande) in schlechter Erinnerung und mißtrauten jeder Einmischung des Staates. Die Liberalen und später auch die Sozialisten wollten der Regierungsgewalt ein Übergewicht sichern und fürchteten, die katholische Kirche könnte das Schulwesen mit Beschlag belegen.

Je nach Bedarf wurden neue Schulen aller Stufen errichtet, die entweder von der Initiative privater Institutionen, vor allem der kirchlichen Behörden, oder von Gemeinde- und Provinzräten oder auch von der staatlichen Zentralbehörde abhängig waren. Der Religionsunterricht stand auf dem Lehrplan der ersten und der zweiten Schulstufe. Den Eltern stand es aber frei, ihre Kinder davon dispensieren zu lassen. Die Lehrernominationen unterlagen keinerlei Restriktionen. Jeder diplomierte Absolvent einer Normalschule (Lehrerseminar) oder einer Universität – ob diese nun frei oder vom Staat abhängig war – konnte an jede beliebige Schule berufen werden.

Der soziale Fortschritt und die Demokratisierung des öffentlichen Lebens hatten einen stets wachsenden Zustrom an die Lehranstalten zur Folge. Die vom Staat abhängigen Anstalten befreiten ihre Kinder stufenweise vom Schulgeld, während die Eltern, die ihre Kinder in eine katholische (konfessionelle) Schule schicken wollten, immer höhere Schulgelder entrichten mußten. Diese Belastung wurde immer unerträglicher,

je mehr die Befreiung vom Schulgeld in den vom Staat unterhaltenen Schulen sich verallgemeinerte.

Entweder kommt die Lehrfreiheit allen Eltern in gleicher Weise zugute oder sie bleibt nur ein leeres Wort. Schon vor dem Ersten Weltkrieg setzte sich der Gedanke durch, daß der Staat die freien Schulen unterstützen müsse. Sollte die Lehrfreiheit nicht durch ein Schulmonopol verdrängt werden, dann mußten die Eltern unter denselben finanziellen Bedingungen ihre Kinder in jede Schule schicken können, ganz gleich ob sie nun von diesem oder jenem Träger abhing. So verfielen die Regierungen auf eine Subventionspolitik. Zunächst erhielten die Primarschulen, dann die Normal- und Technischen Schulen und schließlich die freien Universitäten staatliche Subventionen. Übrig blieben die Mittelschulen (das humanistische Gymnasium), deren schwierige Lage gleich nach dem Zweiten Weltkrieg die Gemüter bewegte.

Es gilt, das Elternrecht sicherzustellen, das würde der Schlachtruf der Katholiken, die ihre Schulen in die Lage versetzen wollten, den Schülern das Schulgeld zu erlassen. Die Linksparteien drehten den Spieß um und bedienten sich desselben Arguments, um das Netz der staatlichen Schulen zu erweitern und um zu verhindern, daß Eltern gegen ihren Willen ihre Kinder in eine katholische Schule schicken müßten.

Für die Anhänger der katholischen Schule ging es also um Folgendes:

1. Für die Eltern um die Abschaffung der ihr Budget schwer belastenden Schulgelder, die sie daran hinderten, ihre Kinder in die Schulen ihrer Wahl zu schicken.

2. Für die Professoren um eine gerechte und gleichwertige Besoldung, wie sie die Professoren an staatlichen Schulen mit den nämlichen Diplomen erhielten.

3. Für die Lehranstalten um die Existenz- und Entfaltungsmöglichkeit, ohne von den Eltern ein Schulgeld verlangen zu müssen.

Gleichstellung der Eltern, Besoldung der Laienprofessoren, Lebensfähigkeit der Lehranstalten, diese drei Probleme boten in den letzten zehn Jahren immer wieder Grund zu Auseinandersetzungen.

### Die Etappen

Bei den Wahlen von 1950 errang die Christlich-soziale Partei in beiden Kammern die Mehrheit. Als «nichtkonfessionelle» (wenn auch vorwiegend aus Katholiken zusammengesetzte) Partei mußte sie das gesamte Unterrichtswesen des Landes, das heißt die vom Staat abhängigen wie die auf private Initiative zurückgehenden Lehranstalten, zu fördern suchen. Dazu gehörte freilich vor allem eine gerechte Lösung für die freien Schulen, beziehungsweise für die Eltern, die ihre Kinder in eine konfessionelle Schule zu geben wünschten. Da ein annehmbares Abkommen mit der Linken nicht zu erreichen war, beantragte sie selbst wenigstens Teilreformen. Der Unterrichtsminister P. Harmel brachte nacheinander zwei Gesetzesvorlagen ein, die – weil die Christlich-Sozialen die Mehrheit hatten – auch angenommen wurden. Diese Gesetze schufen ein System pauschaler Zuwendungen an die freien Mittelschulen und stellten Verbindungen zwischen den beiden Schulnetzen her.

Die Einführung geregelter Verhältnisse (Festsetzung des Studienniveaus, Gleichstellung der Zertifikate, Regelung der Fähigkeitsausweise für Professoren, Erhöhung der Gehälter



der Laienprofessoren, Aufhebung oder Herabsetzung des Schulgeldes) brachte nun auch den freien Schulen Subventionen entsprechend ihrer Schülerzahl. Für jeden Unterrichtszweig (Primar-, Mittel-, Technische und Normal-Schulen) wurden gemischte Kommissionen eingesetzt, in denen Vertreter beider Schulnetze zur harmonischen Entwicklung des nationalen Unterrichtswesens zusammenarbeiten sollten.

Das zweite von P. Harmel vorgelegte Gesetz war eben erst verabschiedet und zur Anwendung gekommen, da kehrten die Wahlen von 1954 das Mehrheitsverhältnis im Parlament um und brachten eine Koalition von Sozialisten und Liberalen an die Regierung. Nun war für die Linksparteien die Stunde zur Realisierung ihres Programms gekommen: Oberhand des Staates im Schulwesen, Aufhebung der Verbindungslinien zu den freien Lehranstalten und deren Bevormundung. Nur infolge des heftigen Widerspruchs von seiten des katholischen Volkes wurde dieses Programm nicht voll verwirklicht. Die Meinung der Katholiken äußerte sich vor allem in der Unterstützung der Bewegung «Schule und Familie», dann aber auch in den vom «Komitee zur Verteidigung der demokratischen Freiheiten» organisierten Massendemonstrationen in Brüssel am 26. März und am 10. Juli 1955.

Das auf Vorschlag des Unterrichtsministers M. L. Collard angenommene und am 27. Juli 1955 im «Moniteur» veröffentlichte Gesetz erstreckte sich auf die Normal-, Technischen- und Mittel-Schulen; diese drei Schultypen wurden die drei Zweige der Sekundarschule (Kinder von 12 bis 18 Jahren).

Das System der Subventionen wurde im Prinzip beibehalten. Der Staat konnte die freien Lehranstalten subventionieren, mußte es aber nicht, und obendrein wurde diese Subventionierung in wichtigen Punkten eingeschränkt. Die gemischten Kommissionen wurden aufgelöst und damit auch alle organischen Beziehungen zwischen den staatlich geleiteten und den freien Schulen. Die pauschale Subvention wurde durch einen Gehaltszuschuß ersetzt, der direkt an die Professoren entrichtet werden sollte, je nach der Art ihres Diploms. Für Priester und Religiösen wurde das Gehalt stark gekürzt, immerhin aber wurden die Seminarprofessoren der Philosophie und Theologie einem Mittelschulprofessor niederen Grades gleichgestellt. Die Regierung sollte durch ihre Inspektoren die Durchführung der die Sprachwissenschaften betreffenden Gesetze, der Anzahl der Unterrichtsfächer und des Lehrplans überwachen. Die Privatschulen durften Schulgelder erheben. Gewissen Elternkategorien wurde in Form einer ausgleichenden Entschädigung ein sehr bescheidener Zuschuß gewährt.

Die Einführung der direkt an die Professoren auszuzahlenden Gehaltszuschüsse entsprach einem Wunsch der Laien-Professoren. Die Regierung gab diesen auch eine Rekursmöglichkeit an einen Appellationshof, falls ihre Gehälter von disziplinarischen oder administrativen Maßnahmen der Anstaltsleitungen bedroht würden. Mangels an Rekursen trat dieser Appellationshof nie in Erscheinung.

Im Laufe der Jahre 1957 und 1958 zogen andere Fragen die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich. Stimmen, die nach einem Ausgleich riefen, wurden laut. Solange die durch das Gesetz vom 27. Juni 1955 hervorgerufenen Spannungen andauerten, war jedoch an ernsthafte Reformen des Unterrichtswesens nicht zu denken.

In den Wahlen von 1958, als unzählige Fremde die Weltausstellung in Brüssel besuchten, errang die Christlich-soziale Partei die Mehrheit im Senat, und auch in der Abgeordnetenkammer fehlten ihr nur wenige Sitze. Theoretisch wäre nun eine Verbesserung der durch das Gesetz vom Jahre 1955 geschaffenen Bedingungen für die freien Lehranstalten möglich gewesen, praktisch aber wäre man auf den Widerstand der Linken gestoßen und ein nochmaliger Umschwung der öffentlichen Meinung bei den nächsten Wahlen hätte vielleicht alles wieder zunichte gemacht. So zogen auch die Vertreter der Christlich-Sozialen den Weg der Verhandlungen vor. Diese

führten schließlich zum Schulpakt und zum Gesetz vom 29. Mai 1959, von dem wir nun noch zu reden haben.

### Die Lösung: das Gesetz vom 29. Mai 1959

Wenn man nun schon Verhandlungen aufnahm, war es das Gegebene, gleich alle Probleme des Unterrichtswesens zu erörtern. Man eröffnete die Verhandlungen wegen der Mittelschulen (humanistischen Gymnasien), dehnte sie dann auf die Normal- und Technischen Schulen aus und bezog schließlich auch die Primarschulen mit ein. So regelt denn das neue Gesetz «den Unterricht in den Kindergärten, den Primarschulen, den Mittel-, den Normal-, den Technischen und Kunst-Schulen».

Die Verhältnisse des politischen und sozialen Lebens haben sich seit 1830 stark geändert. In allen Bereichen des wirtschaftlichen wie des sozialen Lebens hat der Staat – weil verantwortlich für das Allgemeinwohl – seine Eingriffe vervielfacht. Es obliegt ihm, im ganzen Land für Verhältnisse besorgt zu sein, die den kulturellen Aufstieg der Bevölkerung sicherstellen.

Die Errichtung von Schulen aller Bildungsstufen ist ein anerkanntes Recht des Staates. Namhafte Kredite zur Errichtung neuer Schulgebäude stehen ihm zur Verfügung. Den Provinzen und Gemeinden bleibt das Recht, Schulen (auch konfessionelle) zu gründen. Dem Staat aber obliegt es, den Wünschen der Eltern zu entsprechen, die in einem bestimmten Gebiet keine Schule ihrer Wahl (sei es eine neutrale oder eine konfessionelle) vorfinden.

In den Staatsschulen haben die Inhaber von Diplomen staatlicher Universitäten oder vom Staat abhängiger Normalschulen (Lehrerseminarien) den Vortritt. Nach einem im Jahre 1948 zwischen Christlich-Sozialen und Sozialisten abgeschlossenen Abkommen wurde in den staatlichen Mittelschulen der Religionsunterricht eingeführt. Von jetzt ab haben die Eltern die Wahl zwischen Religionsunterricht und nichtkonfessioneller Sittenlehre. Um die Freiheit dieser Wahl sicherzustellen, wurden Maßnahmen getroffen. Heute erstreckt sich dieses Abkommen auf das gesamte Unterrichtswesen, also auch auf die Primar- und die Technischen Schulen.

Andererseits wird der Wert und das Verdienst des freien Unterrichts anerkannt. «Die grundlegenden Unterrichtsreformen, d. h. eine eventuelle Abänderung in der Gesamtausrichtung oder in der Studiendauer und in den Zulassungsbestimmungen für die Schüler bilden, mit Ausnahme der Errichtung neuer Schulen und der Erziehungsmethoden, den Gegenstand eines vorgängigen Gedankenaustauschs zwischen den Vertretern des staatlichen, des provinziellen und Gemeindeschulwesens, wie auch der freien subventionierten Schulen» (Art. 5 des Gesetzes). Die in der letzten Gesetzgebung vorgesehene Inspektion bleibt bestehen; sie ist eine normale Konsequenz der Bewilligung staatlicher Subventionen an private Anstalten. Doch bleiben diese Anstalten frei in ihren Lehrmethoden und bis zu einem gewissen Grad auch in ihrem Lehrprogramm und in der Gestaltung des Stundenplans. Die Lebensfähigkeit der Anstalten wird dadurch sichergestellt, daß der Staat die Besoldung der Professoren und die Betriebs- und Ausrüstungskosten übernimmt. Die Gehälter der Laienprofessoren entsprechen den Gehältern, die sie mit denselben Diplomen und demselben Dienstalter in einer staatlichen Anstalt beziehen würden. Die Gehälter der Geistlichen und Religiösen unterliegen einer besonderen Regelung.

Der Schulpakt hatte im Artikel 10 den Grundsatz gemeinsamer Kriterien für die Behandlung der Staats-, Provinz-, Gemeinde- und Privatschulen aufgestellt. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf die Mittelschulen (humanistischen Gymnasien) ließ sich jedoch nicht erreichen. Um dort eine Subvention zu erhalten, wird bei den privaten Anstalten eine höhere Schülerzahl erfordert als bei den staatlichen. Allfällige Streitfälle zwischen dem Laienpersonal der freien Anstalten und ihrer Direk-

tion werden von einer paritätischen Kommission, die zu gleichen Teilen aus Vertretern der Professoren und Delegierten der Direktionen besteht, geregelt.

Heute ist man dabei, das neue Gesetz auszuführen. Aus seiner Anwendung ergeben sich finanzielle Belastungen, die den Urhebern des Paktes nicht verborgen geblieben waren. Die Erhöhung des Budgets für öffentlichen Unterricht gibt zu Besorgnis Anlaß. Sie ist gewiß zum Teil eine Folge des neuen Schulgesetzes, beruht aber auch auf der Erhöhung der Schülerzahl in allen Unterrichtsanstalten, eine Erscheinung, die sich in ganz Europa beobachten läßt, derzufolge auch andere Länder erhebliche Summen für die Ausstattung ihres Schulwesens verausgaben.

Ungelöst blieb die Frage der Errichtung von Schulhäusern für die freien Schulen. Während dem Unterrichtsministerium für den Bau von staatlichen Schulhäusern bedeutende Summen zur Verfügung stehen, schließt der Pakt ausdrücklich jede staatliche Hilfe, selbst in Form eines Darlehens zu niederem Zinsfuß, für Neubauten der freien Schulen aus. Die Finanzierung dieser Schulbauten ist eines der Probleme, vor das sich die diözesanen Behörden und die Obern der religiösen Gemeinschaften, die den Unterricht an den freien Schulen betreiben, gestellt sehen.

## Sturm über Kuba

Das Schlagwetter, das am 1. Januar 1959 über die «Perle der Antillen» niederging, läßt sich mit den in Europa gebräuchlichen politischen Begriffen kaum erklären. Der Sturz von General Fulgencio Battista war keine Revolution nach südamerikanischem Muster, wonach eine Clique von Offizieren, Großgrundbesitzern und Politikern die andere vertreibt, um dann die genau gleiche Politik zu machen, nur für die eigene Tasche. Was jetzt auf Kuba geschah, war anders, ganz und gar, vollständig anders. (Einzig die Revolution in Mexiko von 1910 – und auch die vielleicht nicht – läßt sich damit vergleichen.) Die ersten Anfänge der kubanischen Revolution zeigten sich schon am 26. Juli 1953 mit dem fehlgeschlagenen Angriff auf die Kasernen von Montecala. Schon damals stand hinter den Aufständischen, einer Elite liberaler Intellektueller, die überwältigende Mehrheit des kubanischen Volkes. Die Kleinbürger und Mittelschichten von Trinidad, Havanna und Santiago finanzierten und finanzieren noch heute die Revolution, die darum mit den Bürgerrevolten von Berlin und Wien 1848 oder dem Studentenaufstand im Juli 1831 in Paris viel mehr Ähnlichkeit hat, als mit einer nationalistischen Revolution wie etwa der in Ägypten.

Unmittelbar erstrebte die von *Fidel Castro* personifizierte revolutionäre Bewegung den Sturz der unmenschlichen Diktatur Battistas (von 1956 bis 1958 wurden 25 000 Zivilpersonen hingeschlachtet) und ihre Ersetzung durch eine Regierung nach dem Vorbild der großen liberalen und demokratischen Traditionen der westlichen Welt.

Daneben verfolgte sie aber noch ein «zusätzliches Ziel», das man als «soziale» Demokratie kennzeichnen könnte. Von den sechs Millionen Kubanern leben 80 % wie Tiere. Seit 400 Jahren hat ein für die Verteilung des Nationaleinkommens und des Grundbesitzes (der in ganz Lateinamerika den wichtigsten Produktionsfaktor darstellt) ganz absurd anmutender Wirtschaftsfeudalismus jeden sozialen Fortschritt verhindert. Der Weg zu diesem zweiten Ziel ist schwierig und mühsam; er soll hauptsächlich in drei Etappen vor sich gehen:

- Neuaufteilung des Nationaleinkommens
- Agrarreform
- Einrichtung eines umfassenden Systems sozialer Sicherheit

Infolge des Schulpaktes und des neuen Gesetzes hat sich die Situation des Unterrichtswesens in Belgien gewandelt. Zur Entschädigung für die den freien Schulen gewährten Subsidien hat der Staat die Anerkennung des ihm lange Zeit streitig gemachten Rechtes auf Schaffung von Schulen und namhafte finanzielle Mittel eingetauscht. Die Gefahr einer allmählichen Laisierung der staatlichen Anstalten kann nicht geleugnet werden. Ein Mittel, ihr zu begegnen, wäre die konsequente Ausnützung der gesetzlichen Möglichkeiten, nach welchen alle Schulen für den Religionsunterricht offen stehen. Die katholischen Anstalten sehen sich den offiziellen Schulen, denen gewaltige Mittel zur Verfügung stehen, gegenüber. In materieller Hinsicht ist eine Konkurrenz ganz unmöglich. Nur die Qualität des Unterrichts, die Qualität der Lehrer und die Qualität der Schüler kann es dem katholischen Schulwesen ermöglichen, sich zu halten und auch weiterhin den Platz zu behaupten, den es in Belgien von jeher eingenommen hat.

Ein Bemühen um gegenseitiges Verständnis wird eine gezielte Entwicklung beider Schulnetze und eine Zusammenarbeit für eventuell notwendige und zeitgemäße Reformen ermöglichen.

*Robert de le Court*

(Roosevelts New Deal-Gesetze sind dabei Vorbild für das neugeschaffene Ministerium des «Bienestar Social»).

Dr. Fidel Castro Ruiz' «Provisorische Regierung» legte – in Ermangelung parlamentarischer Gesetze – mittels Dekreten mit Gesetzeskraft die Grundlagen zu diesem «Wohlfahrtsstaat». Ein erst elf Monate altes, von einer schrecklichen Wirtschaftskrise erschüttertes und täglich von feindlichen und mächtigen Nachbarn (der Dominikanischen Republik und «mit Reserven» der USA) in seiner Existenz bedrohtes Regime läßt sich nur schwer in seinen Hauptzügen darstellen. Ich unterhielt mich, um diesen Artikel zu schreiben, mit Fidel Castro, mit dem Finanzminister Lopez Fresquet und dem Minister für soziale Angelegenheiten, Donna Raquel. Ich hatte außerdem Besprechungen mit amerikanischen Geschäftsleuten in Havanna und mit Experten des «Punkt 4». Eine Sammlung von Reden Fidel Castros: «Pensamiento economico y social del Dr. Fidel Castro Ruiz» (Edition Lex, La Havanna 1959) bildet die «Bibel» der kubanischen Revolution. Sie ist das einzige offiziell approbierte Werk, das die gesamte Ideologie der «Bewegung vom 26. Juli» enthält. Zusätzliche Informationen finden sich noch in zwei Publikationen: «Island of Paradox», einer ausgezeichneten Analyse von Ruth Hart Philipps (seit 30 Jahren «New York Times»-Korrespondentin in Havanna), und in der Castro-Biographie, die ein anderer amerikanischer Journalist, René Dubois, schrieb.

### «Keine Armen mehr und keine Reichen»

Präsident Castro sagte mir: «In zehn Jahren wird es in Kuba weder Arme noch Reiche geben.» Das ist kein pseudokommunistisches Dogma eines Utopisten à la 19. Jahrhundert. Dieser bärtige Advokat von 33 Jahren hat zwar sowohl etwas von Lord Byron wie von Bakunin, in erster Linie prägt ihn aber doch das gut bäuerliche Empfinden, das er von seinen Vorfahren, die Pflanzer waren, geerbt hat. Ein Land dreimal so groß wie die Schweiz können heute noch 5000 unermeßlich reiche Familien dank schlecht entlohnter Handarbeit ausbeuten. Weder das Kuba der Spanier noch das der Machado, Prio und Battista kannte die primitivste soziale Sicherheit, die primitivste Regelung der Arbeitsverhältnisse. Daß ausgerechnet der Sohn eines Großgrundbesitzers von Oriente seit seinem 26. Lebensjahr für die Schaffung einer sozialen Gesetz-

gebung kämpft und sich mit dem ganzen Gewicht seiner Person und seines Ansehens bis heute für sie einsetzt, ist wahrlich erstaunlich.

Das Grundprinzip dieser Gesetzesbestimmungen lautet: Der Staat garantiert jedem Bürger ein wirtschaftliches Lebensminimum. Der Bürger hat also ein gesetzliches Recht auf dieses Minimum, das trotz eines ganzen Systems von Sozialversicherungen, die dazu bestimmt sind, alle Risiken (Arbeitslosigkeit, Unfall, Mutterschaft, vorzeitigen Tod des Familienoberhauptes usw.) zu decken, vom Einzelnen nur schwer erreicht wird. (Außerdem ist jedem kubanischen Arbeiter gesetzlich ein Minimallohn von 85 Pesos monatlich gesichert – das Preisniveau von Havanna ist dem von New York gleich und der Pesos a pari mit dem Dollar.)

«Wie bringen Sie es fertig, Ihre soziale Sicherheit zu finanzieren?», fragte ich naiv die bildhübsche Donna Raquel (die 29 Jahre alte Frau eines Fliegerleutnants und Mutter eines zweijährigen Bubens), Minister des Bienestar Social. Ihre schwarzen Augen öffneten sich ganz groß: «Aber, mein Herr, wissen Sie denn nicht, daß Fidel mir alles Geld versprochen hat, das ich wünsche?» «Schon gut, aber woher nimmt dieser liebe Fidel die 180 Millionen Pesos für das Jahr 1959?» «Zuerst von den Angestellten und Arbeitern, die 1% ihres Monatslohnes abgeben, das heißt Arbeitgeber und Arbeitnehmer zahlen je 1/2%.»

Lopez Fresquet, ein wahrhaftiger karibischer Erhard, früher Ökonomieprofessor und Lebermann großen Stils, hat ein richtiges Wunder zustande gebracht. Seit letzten Juli, seit Fresquets Rechtlchkeitskampagne in Gang gesetzt wurde, nimmt der kubanische Staat monatlich 12 Millionen zusätzliche Steuern ein. Und noch mehr als das: vom Polizeibeamten bis hinauf zum Finanzminister gibt es weder Diebstahl noch Korruption, diese klassischen Laster aller 22 Regierungsverwaltungen in Lateinamerika. Das mag auf den ersten Blick überraschen, wird aber verständlich, wenn man erfährt, daß Beamtenbestechung seit kurzem als konterrevolutionäres Verbrechen gilt, das den Schuldigen vor das Hinrichtungspeloton bringen kann.

## Politische Bedeutung der kubanischen Revolution

Eine Demokratie sozialer Tendenz, in welcher die wirtschaftlich Starken nicht mehr mit Ausschluß der Öffentlichkeit und zu ihrem eigenen Vergnügen regieren, sondern die politische Macht und ihre Reichtümer mit denen teilen, die seit Jahrhunderten in Elend und unvorstellbarer Verzweiflung leiden mußten, bedeutet für einen südamerikanischen Staatsangehörigen, was der Schnee für einen Bewohner der Sahara bedeutet: eine alles umwerfende Neuerung, etwas, das man sich nie hätte träumen lassen, etwas vollständig Unbekanntes und Unerwartetes. Das Schicksal der Revolution entscheidet sich daher auf sozialem Gebiet.

Dieses Schicksal ist bis zur Stunde (Ende November 1959) durchaus noch nicht entschieden, trotz der außerordentlichen Popularität der 32 000 «barbudos» (Bärtigen) und ihres Chefs, Fidel Castro. Drei Gefahren drohen diesen märchenhaften Elan zu brechen, der ein Volk von sechs Millionen Männern, Frauen und Kindern in eine ganz neue Richtung geworfen hat.

Die erste Gefahr bilden das Temperament und die Unerfahrenheit Castros und seiner Mitarbeiter. Der Premierminister ist heute 33 Jahre alt und lebte seit seinem 26. Jahr im Maquis. Die Mehrzahl seiner Minister und direkten Mitarbeiter, die am 1. Januar dieses Jahres an die Stelle der 25 000 Battista-Funktionäre traten, sind Studenten oder jugendliche Landarbeiter. Edmondo Hart, der Minister für nationale Er-

ziehung, ist 26; Raul Castro, der Bruder und Vertraute von Fidel, gegenwärtig Verteidigungsminister, feierte kürzlich den 28. Geburtstag. Die beiden Sekretäre des Auswärtigen, die mit Roja die Außenpolitik machen, sind noch nicht 25 Jahre alt. Das erklärt eine große Zahl unnötiger und gefährlicher Mißgriffe, wie zum Beispiel die Polemik gegen die USA. Obwohl nämlich die langjährige Ausbeutung Kubas durch amerikanische Interessen diese Polemik durchaus rechtfertigt, ist sie dennoch wegen der bevorstehenden Verhandlungen über die Festsetzung einer neuen Quote für den kubanischen Zucker inopportun.

Die zweite Gefahr besteht im kubanischen Volkscharakter. Dieses sehr lebenswürdige und oft sehr geschickte und intelligente Volk besitzt ein überschäumendes lebensfreudiges Temperament. Nun verließ Fulgencio Battista das Land mit 60 Millionen Dollars in der Tasche, das heißt mit ungefähr allem, was sich an Devisenreserven in der Staatskasse befand. Die Regierung Castro ist daher genötigt, mindestens vier Jahre lang dem Volk ein Regime wirtschaftlicher Austerität aufzuerlegen, um eine durch Korruption verwüstete nationale Wirtschaft wieder aufzubauen. Wer kann sagen, wie lange das lebenslustige Volk von Kuba die Einschränkungen dieses Systems ertragen wird?

Die kubanische Revolution ist heute noch eine echte Aufstandsbewegung. Sie bedeutet für das Volk von Kuba – aber auch für die ausgehungerten Massen (190 Millionen Menschen!) aller Nationen zwischen Texas und Feuerland – eine gewaltige Hoffnung auf ein gerechteres und würdigeres Leben. Wird diese Revolution aber eine lateinamerikanische Angelegenheit bleiben? Das ist die große Frage, welche sich die ganze Welt heute stellt. Fidel Castro, der ehemalige Jesuitenschüler, ist bestimmt kein Kommunist. Seine politischen Anschauungen kommen auf den verschiedensten Gebieten, wie ich während meiner Unterhaltungen feststellen konnte, den Ansichten eines Bevan, Mendès-France oder Nenni nahe. Das gleiche gilt aber nicht für seine intimsten Mitarbeiter: Der Erbprinz des Regimes und Nummer 2 der Revolution, Raul Castro, und ebenso Ché Guevarra, Kommandant der Militärfestung von Cabana (vor 1956 prakt. Arzt in Argentinien), sind das, was man in Frankreich «communisants» nennen würde. Ihre Abneigung gegen die amerikanische Geschäftswelt, der sie die Verantwortung für das Elend ihrer Landsleute zuschreiben, verleitet sie zu einer maßlosen Bewunderung der Sowjetunion. Aber ihr «Kommunismus» fußt nur auf dieser falschen Logik und – bei einem Gespräch mit Raul bemerkt man das bald – alle beide haben keine Ahnung von den imperialistischen Zielen noch von der stets wechselnden Taktik des Kreml. Die Kommunistische Partei in Kuba, die wegen ihrer Zusammenarbeit mit Battista sich das Vertrauen der öffentlichen Meinung verscherzt hat, besitzt keinen Einfluß auf die Politik Castros.

Nein, das Regime des Dr. Fidel Castro Ruiz ist heute (Ende November 1959) keineswegs ein kommunistisches Regime – aber es kann es werden. Denn je mehr die freie Welt und besonders die USA im Unverständnis gegenüber den kubanischen Problemen und den besonderen von den Revolutionären gebrachten Lösungen verharren, desto mehr werden die «barbudos» diplomatisch, militärisch und politisch isoliert und desto schwieriger wird es für Fidel Castro, sich vom extremen linken Flügel seiner Bewegung zu distanzieren. Die Revolution vom 26. Juli und ihr Reformprogramm bilden und bleiben die einzige Möglichkeit, um die kommunistische Machtergreifung in Südamerika zu verhindern. Die freie Welt steht Ende 1959 vor einer entscheidenden Wahl. Die Zukunft eines Subkontinents von 190 Millionen Menschen hängt ab von ihrer politischen Intelligenz. *Hans Ziegler*

## Päpstliche Mahnung an kirchliche Bücherzensoren\*

Das Wort des hl. Paulus: «Die Wahrheit festhalten in Liebe» (Eph 4,15) bezeichnete Papst Johannes XXIII. in der Audienz, die er am vergangenen 18. November einer Gruppe von über hundert kirchlichen Bücherzensoren aus dem italienischen Welt- und Ordensklerus gewährte, als «sichere Orientierung» für ihre Tätigkeit. Damit ist klar gesagt, in welchem Geist er die Aufgabe und praktische Durchführung dieser oft mühsamen und heiklen Arbeit verstanden wissen will.

### Die Aufgabe

Anknüpfend an Kanon 1393 des kirchlichen Gesetzbuches, wo als kirchliche Zensoren Männer gefordert werden, die sich «durch Alter, Bildung und Klugheit empfehlen», betont der Papst in seiner Ansprache die Bedeutung ihrer Aufgabe im Dienst der kirchlichen Obern, die für die Bewahrung, Verteidigung und Ausbreitung der gesunden Lehre in erster Linie verantwortlich sind. Die Arbeit der Zensoren muß deshalb «ausgerichtet sein auf die Klarlegung der echten menschlichen und christlichen Werte und auf die entschiedene und redliche Zurückweisung von Irrtümern und verderblichen Haltungen». Auf diese Weise stehen sie als wertvolle Werkzeuge und treue Mitarbeiter der kirchlichen Autorität im Dienst der Wahrheit, «um das Erbe des Glaubens und der Sittlichkeit zu schützen, das den kommenden Generationen unversehrt weitergegeben werden muß». Die kurze Umschreibung der Zensuraufgabe wird mit folgender Feststellung abgeschlossen: «Auf dem Gebiet, in welchem sich Eure Tätigkeit abspielt, ist in diesen Jahren ein ständiger Fortschritt gewesen, der mit unbefangener Anerkennung betrachtet werden kann, aber auch mit gebührender Hervorhebung der Fehler, in die man fallen kann.» Mit diesen Worten ist die Überleitung zum Hauptanliegen der päpstlichen Ansprache gegeben.

### Praktische Weisungen

Es geht hier um die Frage der geistigen Einstellung, mit der die kirchlichen Zensoren angesichts der oft verwirrenden und entmutigenden Schwierigkeiten ihre Arbeit durchführen sollen. Die richtungweisende Antwort, die der Papst darauf gibt, läßt sich etwa wie folgt zusammenfassen:

► *Gesunder Realismus*: Es wäre in der Beurteilung weniger erfreulicher Gesichtspunkte ebenso gefährlich, sich entmutigen zu lassen, wie es schädlich wäre, sich einem leichtfertigen Optimismus hinzugeben. Vielmehr ist ein gesunder Realismus notwendig, der den erbsündlichen Zustand der menschlichen Natur nicht vergißt, aber gleichzeitig verbunden ist mit apostolischem Elan. Dieser verlangt:

► «*Das geknickte Rohr nicht brechen ...*»: «Der kirchliche Zensor darf sich daher nicht zu jener intransigenten Härte hinreißen lassen, die niederreißt, aber nicht neu aufbaut, entmutigt, aber nicht neubelebt, Trauer verursacht, aber nicht

\* Cf. «Osservatore Romano» vom 19. November 1959.

zur Buße führt.» Natürlich bedeutet das nicht eine Anforderung zu Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit im Urteil, zum Schaden der dem Zensor gestellten Aufgabe, weist aber auf eine weitere notwendige Eigenschaft der Zensorenarbeit hin:

► *Ausgewogenes Urteil*: Entsprechend der Forderung des schon genannten Kanons, daß die kirchlichen Zensoren «in der Billigung und Zurückweisung von Lehren den sicheren Mittelweg beschreiten sollen» (Can. 1393), soll das Werk der Zensoren stets auf ein richtiges Gleichgewicht hingeneigt sein, «um mit Festigkeit und Liebenswürdigkeit die Wege der Gerechtigkeit zu weisen».

► «*Im Notwendigen die Einheit, im Zweifel die Freiheit, in allem die Liebe*»: Der Papst sieht in dieser alten Maxime die Zusammenfassung aller genannten Eigenschaften der kirchlichen Bücherzensur.

Die Einheit ergibt sich aus der unverletzlichen Heiligkeit der Religion, die erhalten und verteidigt werden muß gegen jede wechselnde Zeitströmung und gegen jedes treulose Schwanken des Denkens; sie ist deshalb Garantie der Ordnung und Sicherheit, verleiht aber auch im Augenblick selber unseren Unternehmungen eine wunderbare und unbesiegbare Kraft. Im Hinblick auf diese geforderte Einheit muß der kirchliche Zensor vor allem im Rahmen des Möglichen eine vertiefte Kenntnis der katholischen Theologie und Moral, der Patristik, der kirchlichen Tradition und der päpstlichen Unterweisungen besitzen, damit in der Behandlung der konkreten Fälle eine Verschiedenheit des Urteils vermieden wird, die Verwirrung und gefährliche Irreführung bewirken könnte.

«Die angedeutete Freiheit ist jene, die dem Gewissen und gesunden Menschenverstand des Zensors anvertraut ist, der Reife seines Urteils und der Schnelligkeit seines Orientierungsvermögens: In einem so weiten und elastischen Feld, wie es mit der kulturellen und literarischen Produktion gegeben ist, wo sich mit dem Glanz der künstlerischen Form bekleidet die verschiedensten und unvorhergesehensten Fälle der menschlichen Existenz darbieten, ist es sehr wichtig, sich mit Leichtigkeit bewegen zu können. Nicht nur, um die einzelnen positiven Gesichtspunkte zu erkennen und die negativen zu unterstreichen, sondern auch um sich weise zu orientieren in der Prüfung dessen, was sich einer genaueren lehrmäßigen oder moralischen Stellungnahme entzieht.»

Die Liebe als letzter Punkt liegt dem Papst ganz offensichtlich für die kirchliche Bücherzensur besonders am Herzen: «Zuletzt, aber über allem andern, die Liebe, die königliche Tugend, in der die Unterweisung und die Übung des Gesetzes zusammengefaßt sind (cf. Röm 13,8): Sie bewahrt das Urteil vor der Gefahr der Kälte und der Verachtung, wie sie auch die mögliche Strenge mit der sanften Zartheit mildert, die sie in den Seelen bewirkt. Auch für Eure Arbeit finden daher die Kennzeichen, die der hl. Paulus in seinem unsterblichen Loblied dieser Tugend zuschreibt, ihre volle Verwirklichung: ‚Die Liebe ist geduldig, wohlthätig, ohne Neid, sie ist nicht anmaßend und bläht sich nicht auf ... sie läßt sich nicht zum Zorne reizen, denkt nichts Böses, freut sich nicht am Unrecht, erfreut sich aber an der Wahrheit‘ (1 Kor 13,4-6). Die Liebe, an der Ihr Euch inspiriert, wird gewiß nicht Eure Liebe zur Wahrheit verschleiern, so daß auch hier die paulinische Mahnung Euch sichere Orientierung sein kann: ‚Veritatem facientes in caritate‘ (Eph 4,15).»

O. St.

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und  
zum neuen Jahr 1960

REDAKTION und ADMINISTRATION der «ORIENTIERUNG»

# Weihnachtsgeschenke

Bücher, die zur Besprechung bei uns eingelaufen sind, sollen im Folgenden, soweit sie als wertvolle Geschenke sich eignen, eine knappe Charakteristik erfahren. Eine ausführliche, gründliche Besprechung mancher von ihnen wird im Lauf des kommenden Jahres erfolgen.

## Bildbände

**Leonard von Matt, «Sammlung Roma»** NZN-Verlag, Zürich, 1958–59; jedes Bildbuch Fr. 13.30. *Architektur im antiken Rom* (Begleittext von Bernard Andrae); *Römische Bildwerke* (Begleittext von Bernard Andrae); *Die Peterskirche* (Begleittext von Dieter von Balthasar); *Kunst im Vatikan* (Begleittext von Dieter von Balthasar); *Sedivakanz* (Begleittext von Burkhard Schneider S.J.). – Wenn man diese prachtvollen Bände einmal der Reihe nach anschaut, erahnt man so etwas wie eine «geistige Aussage» über Rom. Die «römische Haltung» wird uns da gezeigt, die jegliche Humanität in ihr eigenes Wesen aufnimmt. «Rom» erscheint hier als ein Offenwerden für die immanenten Qualitäten, für das Wesen und für die Natur von verschiedensten Menschen, Gesellschaften und Kulturen. Eine offene Humanität, Frömmigkeit und Katholizität. Das alles vermag uns die Kunst von Leonard von Matt zu vermitteln und zur erschau- baren Gestalt zu formen. Und hinter dieser Haltung erahnt man Ewiges.

**B. Moosbrugger / Gl. Weigner, USA. Europa sieht Amerika** (Waldstatt-Verlag, Einsiedeln, 1959; Fr. 56.—). – Blättert man diesen herrlich photographierten und wohlabgewogen erläuterten Bildband durch, so wird man zuerst von dem hohen technischen und künstlerischen Können seiner Schöpfer überwältigt. Unmerklich beginnen wir dann dieses fremde, aber doch uns nahestehende Land zu «sehen» mit all seinen Widersprüchen, aber auch in all seiner Menschlichkeit. Die optische Aussage ist merkwürdig schillernd. Die Vereinigten Staaten haben einen doppelten Charakter. Einerseits sind sie eine westliche Erweiterung der europäischen Kultur, andererseits sind sie im vollen Sinne des Wortes eine «Neue Welt». Schon Christopher Dawson hat in diesem Doppelcharakter die «Wurzel der amerikanischen Geschichte» erkannt. Das Fremde und zugleich uns tiefstens Verwandte scheint durch die Bilder dieses Bandes hindurch und erzeugt in uns eine heimliche Sehnsucht. Moosbrugger ist ein Spezialist für überraschende Perspektiven und vor allem für die Spiegelung. Auf der spiegelnden Oberfläche einer Straßennische läßt er eine ganze nächtlich leuchtende Stadt erstehen. Nichts Schwärmerisches, aber auch nichts Enttäushtes findet man in diesem Bildband, und gerade darum wirkt er so anziehend.

**Leonard von Matt / Louis Cognet, Vinzenz von Paul** (NZN Buchverlag, Zürich, 1959. 144 Seiten Bilder, 100 Seiten Text. Fr. 23.—). – Den Bildbänden über Franz von Assisi, Dominikus, Ignatius, Pius X., Bernadette hat Leonard von Matt einen neuen hinzugefügt über den heiligen Vinzenz von Paul. Die photographisch kunstvollen Bilder zeigen uns zusammen mit einem äußerst gediegenen und ansprechenden Text das Wirken des Heiligen zwischen Prunk und Elend, Armut und Reichtum, und vermittelt uns eine lebendige Vorstellung vom Licht der Nächstenliebe, das der Heilige in dunkle Kammern und verschlossene Herzen getragen hat. Zum erstenmal sprengt Leonard von Matt zusammen mit seinem Textautor den engen Rahmen einer Biographie, indem er uns dieses Heiligenleben auf dem Hintergrund der turbulenten Geschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert zeichnet und damit gleichzeitig ein Stück Kirchengeschichte schreibt. Eine äußerst begrüßenswerte Neuerung.

## Religion

**Die katholische Glaubenswelt. Wegweisung und Lehre.** Herausgegeben: von einer Arbeitsgemeinschaft von Theologen. Band I. *Die Quellen der Theologie. Gott und seine Schöpfung* (Herder-Verlag, Basel, Freiburg, Wien, 1959; 795 Seiten, Leinen, Fr. 45.15). – Der vorliegende Band faßt die zwei ersten Bände von «Initiation théologique» zusammen (zwei weitere Bände sollen im Jahre 1960 folgen). Das Werk wendet sich an Seminaristen und junge studierende Ordensleute, besonders aber an Ordensfrauen und Laien. Eine wichtige Erscheinung auf dem Gebiet der theologischen Literatur, geschaffen von der Elite der französischen «Thomisten». Ohne in die Detail- und Kontroversfragen näher einzugehen, legt das Werk das Grundsätzliche des theologischen Wissens dar, hebt die Grundstruktur der Theologie hervor, erweckt die Aufmerksamkeit und lenkt das Studium mit praktischen Hinweisen für eine weitere Vertiefung. Das alles geschieht im Rahmen des thomistischen Denkens. Dieser Tatsache ist zu verdanken, daß der Darstellung eine sonst nur selten er-

reichte Gleichartigkeit eigen ist. Der erste Band behandelt erstens die «Glaubensquellen» (Überlieferung, Lehramt, Heilige Schrift, Liturgie, Kanonisches Recht, Kirchenväter und Kirchenlehrer, Glaubensbekenntnisse, Tradition in den Ostkirchen, Ökumenische Konzilien, Kirchenkunst, Fragen der Theologie als Wissenschaft), zweitens die «Gotteslehre» (Offenbarung Gottes, Sein und Wesen Gottes, Dreifaltigkeit), drittens die «Theologie der Schöpfung» (Tatsache und Wesen der Schöpfung, das Böse in der Welt, Engel, Sechstageswerk der Schöpfung, Mensch) und schließlich die «Weltregierung» (Wesen und Wirkungen der göttlichen Weltregierung, Rolle der Engel in der Weltregierung, Mensch als Mitarbeiter Gottes, Zwei Ordnungen der göttlichen Weltregierung: Satan und Christus).

**A. Kirchgäßner, Die mächtigen Zeichen. Ursprünge, Formen und Gesetze des Kultes** (Herder, Freiburg, 1959; 551 Seiten, Leinen, DM 32.—). – Die Haltung der Kirche dem menschlichen Bildungsgut gegenüber hat ehemals Origenes in der Parabel des «Auszugs aus Ägypten» verdeutlicht: wie die Israeliten die goldenen Gefäße der Ägypter mitnahmen und sie zum Tempelgerät weihten, so stellt auch die Kirche die heidnische Kultur in den Dienst Christi. Kirchgäßner zeigt uns, wie weit diese Haltung der «Besitznahme» im eigentlich kultischen Bereich geht. Er untersucht das Weltbild des archaischen Denkens, seine Symbole, seine Kategorien, seine Elementarformen und die ihm eigene Raum-Zeit-Auffassung, um so zu den Einzelriten und zu deren Deutung vorzudringen. Damit haben wir in einem Satz den Gedankengang des Buches angegeben. Die Liturgie wird dadurch in eine allumfassende Beziehung zum Menschlichen gesetzt. Ein Buch, das zum Nachdenken anregt, zu einem umfassenden «religiösen» Verständnis unserer Liturgie führt und eine farbige Materialfülle für eine seelsorgerische Auswertung bietet. Ein gewisser Nachteil der Ausführung liegt darin, daß sie nicht genügend markant herausstellt, aus welchen Kulturkreisen das benutzte religionsgeschichtliche Material im Einzelnen entnommen ist. Denn, wenn man bei der Deutung eines Symbols rein subjektive Interpretationen vermeiden will, muß der kultur- und religionsgeschichtliche Zusammenhang, in dem ein Symbol steht, berücksichtigt werden. So kann zum Beispiel das gleiche Symbol in der chthonischen und uranischen Empfindungswelt eine durchaus verschiedene Bedeutung haben. Kirchgäßner weiß um diese Unvollkommenheit seines Werkes, denn im Vorwort gibt er die Gründe an, warum er diese Art der Darstellung gewählt hat. Das, worauf es ihm ankommt, ist die Herausstellung der umfassenden Perspektiven unserer Liturgie.

**A. Schuchert, Kirchengeschichte.** Von den Anfängen der Kirche bis zur Gegenwart (Thomas-Verlag, Kempen-Niederrhein, 1958; 852 Seiten, Leinen, DM 16.80). – Die reich illustrierte Kirchengeschichte von Prof. Dr. August Schuchert zeichnet sich durch drei Eigenschaften aus: Zuverlässigkeit, Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit. Die wissenschaftliche Forschung bis in die neueste Zeit ist treu verarbeitet; die grundlegenden Geschichtsereignisse sind in knappe Kapitel gefaßt; die führenden Gestalten sind plastisch herausgearbeitet und kommen mit Selbstzeugnissen zur Sprache. Ein umfangreiches Ort-, Personen- und Sachregister ermöglicht ein rasches Nachschlagen. Diese Kirchengeschichte ist wie gemacht für Schule und Haus.

## Kulturgeschichte

**R. Jungk, Strahlen aus der Asche.** Geschichte einer Wiedergeburt (Scherz-Verlag, Bern, Stuttgart, Wien, 1959; 320 Seiten, Leinen, Fr. 16.80). – Der dritte Band einer «Trilogie». Der Verfasser von «Die Zukunft hat schon begonnen» und «Heller als tausend Sonnen» geht jetzt dem Schicksal jener Menschen nach, die von den Folgen der in seinen zwei vorigen Büchern geschilderten Forschungsentwicklungen erfaßt wurden, dem Schicksal der Menschen von Hiroshima. Ein erschütterndes Dokument von Zerstörung, aber auch von Menschlichkeit und Liebe. Das Buch schildert wohl die qualvolle Agonie von Hiroshima nach den Tagen der Atombombe, sein Hauptgewicht liegt aber auf der Darstellung der seelischen Wiedererweckung. Denn wir sollen nicht vergessen, die Atomexplosion hat nicht nur wulstige Brandmale der «Atomkrankheit», sondern auch schreckliche seelische Wunden geschlagen. Gerade diese inneren Wunden zu heilen kostet selbstlose Aufopferung. Eine der erschütterndsten Einsichten des Buches spricht Ichiro Kawamoto, eine Frau, die ihr Leben dem Dienst an den «Atomparias» weihte, aus: «Hätte es den ‚Pikadon‘ (Atomexplosion) nicht gegeben, so wäre ich nur eine mittelmäßige Tanzlehrerin geworden und hätte wohl nie begriffen, wie sehr wir alle einander, wie sehr wir jeder jeden brauchen.»

**F. Heer, Die dritte Kraft.** Der europäische Humanismus zwischen den Fronten des konfessionellen Zeitalters (S. Fischer-Verlag, Frankfurt a.M., 1959; 741 Seiten, Leinen, DM 34.—). – Die dritte Kraft ist «Erasmus»!

Genauer gesagt die Humanisten, die das Erbe des Erasmus angetreten haben und überall als «geistiger Widerstand» gegen die Kräfte der Zerstörung die Einheit Europas wirken. Die erasmische Haltung läßt sich leichter beschreiben als definieren: eine milde Intelligenz, eine leidenschaftliche Toleranz, eine Achtung vor der Freiheit und geistigen Unabhängigkeit, eine Absage an jeglichen Fanatismus, von welcher Seite immer er kommt, eine bewußte Pflege des «Gesprächs der Feinde», eine ständige Suche nach dem, was verbindet, nach einem Reich, in dem die Gegensätze aufgehoben werden. Zwischen den Männern der Reformation und Gegenreformation, zwischen Männern voller Haß, Verzweiflung, Fanatismus und Angst stand Erasmus als Manifestation eines neuen, verinnerlichten Menschentypus. «Nulli cedo» – keinem Fanatismus werde ich nachgeben. Das ist die Haltung, die Europa heute noch aus den Händen der Zerteiler, der Kämpfer, der Inquisitoren, der Staatspolizisten, der Reformen und Gegenreformer zu entreißen vermag. Heer verfolgt durch mehr als siebenhundert Seiten die Auswirkungen der erasmischen Haltung durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart. Wir konnten uns dem Eindruck nicht entziehen, daß Heer seine historische Untersuchung, dieses Aufgebot an überwältigendem geschichtlichem Einzelwissen gebraucht, um eine feststehende These zu unterbauen. Seine Geschichtsschau wirkt trotzdem faszinierend.

**V. Packard, Die unsichtbaren Schranken** (Econ-Verlag, Düsseldorf, 1959; 376 Seiten, Leinen DM 16.80). – Packard versteht sich darauf (schon sein Buch «Die geheimen Verführer» hat es bewiesen), soziologische Untersuchungen lebhaft darzustellen, sie zu einer – man möchte sagen – «reißerischen» Aussage umzuschmelzen. Das sichert ihm Erfolg bei dem Publikum und Widerspruch bei den Fachleuten. Oft wirft man ihm vor, er «jongliere» mit einander widersprechenden Ansichten und mit zurechtgeschnittenen Halbwahrheiten. In diesem Buch erforscht er das «klassenbestimmte Verhalten» des amerikanischen Volkes in einer Epoche der äußeren Freiheit und des materiellen Überflusses ohnegleichen. Er versucht den so selbstgefällig gehegten Traum der amerikanischen Demokratie, eine «offene» (klassenlose) Gesellschaft, ein Volk ohne Klassenschranken zu sein, zu zerstören. Aus den Darstellungen Packards gewinnt man den Eindruck, als ob das amerikanische Volk nur darauf bedacht wäre, inmitten voller Genüge an Notwendigem wie Überflüssigem mit Hilfe sichtbarer Symbole die unsichtbaren Schranken des Standes oder der Kaste wieder neu aufzurichten. Der amerikanische Mensch treibt sich tiefer und tiefer in die Fesseln von Rang- und Standesproblemen hinein. Das klassenbestimmte Verhalten des Amerikaners äußert sich in den kleinsten Begebenheiten des Alltags, in seinen EB- und Trinksitten, in seinem «Sexualkodex», in seinem Wortschatz und Akzent, ja sogar in seiner Religionswahl. Die letzte ist besonders ausgeprägt bei den Protestanten, während die katholische Kirche dem Sog zur Schichtung der Gesellschaftsklassen nicht unterworfen zu sein scheint. Das Buch ist eine Warnung.

## Literatur

**Herbert Meier, Ende September** (Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1959; 224 Seiten, Leinen, Fr. 12.80). – Der 1928 geborene Solothurner lenkte die Aufmerksamkeit einer größeren Öffentlichkeit auf sich, als 1954 in den Junifestwochen sein Stück «Barke von Gawdows» am Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt wurde. 1955 erfolgte seine Auszeichnung mit dem Rudolf-Alexander-Schröder-Preis. Nach anderen Arbeiten, «Tobias und der Nerz», «Siebengestirn» (Gedichte), schenkt uns der junge Künstler nun seinen ersten Roman. Es geht um Gestalt und Schicksal eines Schauspielers und der Gesellschaft, aus der er kommt und in der er lebt. Der Form nach mischen sich Reflexionen und Rückblenden des aus Versehen eine Nacht hindurch in der Theatergarderobe Eingeschlossenen mit der Schilderung der Ereignisse dieser Nacht. Durch existenzialistisch-nonchalante Stilschöpfung und Sarkasmen hindurch offenbart der Autor eine Kraft der Analyse, die den Leser zum Mitgehen zwingt. Mögen künstlerische Reife und Klärung letzter Lebenseinsichten noch ausstehen: es ist hier etwas von einer Originalität zu spüren, die an die Gesellschaftskritik eines Dürrenmatt erinnert. Wieviel fruchtbarer könnte etwa die Übertragung eines solchen Stoffes auf die Leinwand sein als die kunstlose Aufnahme «biederer» Schweizertums in den Filmen der letzten Jahre!

**A. Koestler, Die Nachtwandler.** Das Bild des Universums im Wandel der Zeit (Scherz-Verlag, Bern, Stuttgart, Wien, 1959; 360 Seiten, Leinen, Fr. 24.80). – «Es war mein Ehrgeiz, dem Laien einen schwierigen Gegenstand zugänglich zu machen» schreibt Koestler im Vorwort. Das gelang ihm vortrefflich. Er versuchte die Ursachen der heutigen Kulturspaltung zwischen wissenschaftlichem Denken und religiösem Glauben geschichtlich zu ergründen. Er zeichnete dabei diese zwei «Zwillingsströme des

menschlichen Geistes» in ihrer gegenseitigen Verflechtung, wie sie aus einer anfänglichen Einheit entsprangen, sich trennten und wieder vereinigten, um schließlich in der tragisch «getrennten Wohnung des Glaubens und der Vernunft» unserer Zeit zu enden. Die Schlüsselfigur des Werkes ist Kepler, der Begründer der modernen Astronomie, dessen widerspruchsvolle und wunderliche Persönlichkeit Koestler mit großem Einfühlungsvermögen zu schildern weiß. Das grundlegende Thema des Buches spricht Koestler folgendermaßen aus: «Als Ergebnis der Trennung von Glauben und Vernunft vermögen weder der eine noch die andere das intellektuelle Verlangen zu stillen. In der getrennten Wohnung führen beide ein kümmerliches Dasein.» In der von dieser tragischen Trennung geschaffenen Situation stehen wir heute vor der Möglichkeit unserer eigenen Zerstörung: «Das grundsätzlich Neue unseres Jahrhunderts ist die Verbindung der plötzlichen, einseitigen Zunahme an physischer Kraft mit einer eben solchen Abnahme der geistigen.» Die einzige Hoffnung der Menschheit besteht darin, diese zwei Mächte wieder zu vereinen.

**Freiheit jenseits des Gitters. Die Äbtissin Laurentia und George Bernard Shaw** (Claassen-Verlag, Hamburg, 1958; 214 Seiten, DM 15.80). – Die Benediktinerinnen von Stanbrook haben in diesem Gedenkbuch die Gestalt und die Freundschaften ihrer großen Äbtissin Frau Laurentia McLachlan geschildert. Männer wie Sir Sydney Cockerell und George Bernard Shaw kamen zum Sprechzimmertisch der Abtei, um die Freundschaft dieser hochkultivierten und tief religiösen Nonne zu genießen. Shaw unterschrieb seine Briefe, aus denen hier lange Auszüge abgedruckt werden, als Bruder Bernard. Man findet darin Stellen, welche die Gestalt seiner «Schwester Laurentia» mit wunderbarer Prägnanz wiedergeben. Zum Beispiel: «Wenn wir nächstens wieder in Ihre Nachbarschaft geraten, werde ich erneut an Ihr Gitter kommen und voll Sehnsucht in die Freiheit schauen, die jenseits des Gitters ist» (S. 131). Oder: «Ich schicke Ihnen eine private Abschrift einer trivialen Komödie; das Beste, was ich jetzt noch fertigbringe. Es wird Sie interessieren, wie alles Sie interessiert; denn Sie sind zwar eine klosterte Nonne, doch Sie haben keinen klosterte Geist, wie so viele Frauen in der Welt ihn haben» (S. 168). Diese große Frau war wirklich eine Kündlerin christlicher Milde, eines hochstehenden Humanismus und der Achtung vor der geistigen Persönlichkeit. Wir erfahren beim Lesen dieses Buches, wie der benediktinische Geist heute noch unser Abendland formt. Ein Stück abendländische Kulturgeschichte wird uns hier vorgelegt. Allerdings läßt sich die Sprache eines Shaw im Deutschen nur unvollkommen wiedergeben.

## Philosophische Bücher

Einem geistig aufgeschlossenen Menschen kann man dadurch einen großen Dienst erweisen, für den er möglicherweise sein Leben lang dankbar sein wird, daß man ihm die Tore der Philosophie öffnet. Die folgenden drei Bücher sind sicher geeignet, uns zu der Schwelle zu führen, wo die «philosophische Tat» beginnt. Sie sollten in der hier angegebenen Reihenfolge empfohlen und gelesen werden.

**J. Pieper, Hinführung zu Thomas von Aquin** (Kösel-Verlag, München, 1958; 246 Seiten, Leinen, DM 12.—). – Dieses Buch ist weit mehr als eine bloße Lebensbeschreibung. Es stellt zugleich die aus dem Leben des hl. Thomas erwachsene und darin zur Existenz gewordene Lehre dar. Piepers These läßt sich folgendermaßen kurz zusammenfassen: Dasein und Werk sind bei Thomas von Aquin dermaßen ineinanderflochten, daß sein Leben selbst zur philosophischen Aussage wird. Um ein Beispiel zu nennen: das Verstummen des Aquinaten schon Monate vor dem Ende seines Lebens gehört mit zu der «Doktrin» seines Werkes und so drückt der Fragment-Charakter der «Summa Theologica» die Verehrung des Unausagbaren, das menschliche Zusammenbrechen vor der Unbegreiflichkeit des Seins aus. Genauso steht es mit anderen, von Pieper mit großem Feinsinn geschilderten Begebenheiten aus dem Leben des Heiligen. Die in diesem Buch zusammengefaßten zwölf Vorlesungen vermögen an Inhalt manche gewichtige Werke zu überbieten und bleiben trotzdem eine angenehme Lektüre.

**M. D. Chenu, St Thomas d'Aquin et la théologie** (Collection «Maitres Spirituels», Éd. du Seuil, Paris, 1959; 191 Seiten, brosch., Franz. Fr. 450.—). – Das kleine Buch des französischen Dominikaners und hervorragenden Thomaskenners ist voll geistiger Einsicht, die nur erreicht wird, wenn ein Gelehrter, der seinen Stoff bis in die kleinsten Einzelheiten erforscht hat, eine allgemeinverständliche Zusammenfassung schreibt. Die zentrale Aussage des Buches ist im Wesentlichen der des vorher besprochenen ähnlich: die Lehre des hl. Thomas erwuchs aus einer personalen Mystik; die Gegenwart Gottes durch Christus ist bei Thomas der Feuerherd der Philosophie, der Theologie und der eigenen Existenz. Es ist bemerkens-

wert, daß bereits die äußere Ausstattung des Buches mit den auserlesenen Illustrationen einen Einblick in die Geisteswelt Thomas von Aquins zu gewähren vermag.

**P. Grenet, Der Thomismus** (Ludgerus-Verlag, Essen, 1959; 128 Seiten, Leinen, DM 8.60). – Nachdem der Leser die Existenz und das in ihr gelebte Denken des hl. Thomas anhand der vorigen zwei Bücher erfaßt hat, vermag er sich in sein Gedankensystem zu vertiefen. Dazu empfehlen wir das Buch von P. Grenet, Professor der Philosophie an der Katholischen Universität zu Paris, über die Philosophie des Aquinaten. In lebendigem Philosophieren, in ständiger dialektischer Auseinandersetzung mit den verschiedensten philosophischen Systemen erarbeitet er die Hauptthesen der thomistischen Naturphilosophie, Anthropologie und Metaphysik. Er öffnet Horizonte und lehrt das Philosophieren, indem er uns zum Weiterdenken und zur Stellungnahme zwingt.

## Naturwissenschaften

Anlässlich des diesjährigen Darwin-Jubiläums wurde viel über das Thema «Evolution» geredet und geschrieben. Das könnte in unserem Bekanntenkreis Interesse für diese vom religiösen Standpunkt aus durchaus wichtige Frage erweckt haben. Darum kann es begründet sein, ein Buch aus diesem Gebiet der Weihnachtsbescherung beizulegen.

**W. von Wyß, Charles Darwin. Ein Forscherleben** (Artemis-Verlag, Zürich, 1958; 355 Seiten, Fr. 19.—). – Mit diesem Buch schenkte uns Professor Wyß eine im deutschen Sprachraum schon lange vermifste Darwin-Biographie. Dankenswert ist die Lesung dieses Buches, da es hinter dem von seinen Nachfolgern zur fast mythischen Gestalt erhobenen Wissenschaftler den lebendigen und liebenden Menschen aufdeckt. Es wird darin ein Mensch von hoher humaner Gesinnung, fast demütiger Bescheidenheit, menschlicher Hingabebereitschaft und ausgereiftem Ernst geschildert. Durchaus verschieden also sowohl von der Schreckensgestalt mancher Apologeten, wie auch von dem «Seher und Propheten» mancher anbetender Anhänger. Eine große Tragik schwebt über der Gestalt dieses Mannes. Darwin stand unter dem Eindruck einer zeitgenössischen, theologisch ungeläuterten Gottesvorstellung und wußte daher seinen Glauben mit seinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen nicht zu vereinbaren. Heute hätte seine Schicksalsentscheidung völlig anders ausfallen können.

**P. Teilhard de Chardin, Der Mensch im Kosmos** (C. H. Beck, München, 1959; XIV und 309 Seiten, Leinen, DM 18.50). – In diesem als «Zusammenfassung» seines ganzen Werkes gedachten Buch versuchte Teilhard de Chardin den Evolutionsgedanken wieder heimzuholen, dorthin zurückzubringen, wohin er gehört, in die christliche Weltanschauung. Mit

großen, stellenweise nur hingeworfenen Strichen entwirft er das Bild einer «Weltentwicklung», welche zum Weg der «Vergöttlichung» wird. Eine aufregende Lektüre für Menschen, die fähig sind, sich mit weittragenden, stellenweise freilich präzisionsbedürftigen, Gedanken auseinanderzusetzen. Erschütternd wirkt diese «Vision» eines kühnen und schöpferischen Geistes. Sie stellt Fragen, deren Beantwortung heute zur unausweichlichen Aufgabe für uns geworden ist. Eine besondere Aktualität für den Schweizer Leser verleiht diesem Buch der von dem weltberühmten Basler Anthropologen Professor A. Portmann im Radio Beromünster eben begonnene Vortragszyklus über Teilhard de Chardin.

**P. Overhage, Um das Erscheinungsbild des ersten Menschen** («Quaestiones Disputatae», Bd. 7, Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1959; 107 Seiten, brosch. DM 6.80). – Overhage zeigt uns, wie kompliziert heute durch die Forschungen der modernen Anthropologie und Paläontologie die Frage nach dem körperlichen Entwicklungsgang der Urmenschheit geworden ist. Er gibt uns zugleich eine Übersicht über den heute bekannten Fundbestand an fossilen Menschenresten. Seine Schlußfolgerung: das paläanthropologische Problem ist heute ohne die Einbeziehung der Geisteswissenschaften nicht mehr zu lösen, das heißt, die Frage der Evolution ist in eine globale Schau des Menschen einzubauen und findet erst darin ihre Antwort. Prof. Karl Rahner schrieb zur Untersuchung Overhages eine beachtenswerte Einführung, welche die ganze Frage in eine umfassende theologisch-philosophische Perspektive stellt. Für einen anspruchsvollen Leser erweist sich die Lektüre dieses Buches als dankbar und richtungweisend.

**R. Lay, Unsere Welt. Gestalt und Deutung** (Verlag J. Pfeiffer, München, 1959; 224 Seiten, kart. DM 4.50, Leinen DM 7.80). – Lays Buch wurde für Jugendliche und jene, die mit der Jugendarbeit beschäftigt sind, geschrieben. Es versucht die neuesten Einsichten der Naturwissenschaften in einer spannenden und didaktisch gut durchdachten Form ins christliche Welt- und Menschenbild einzubeziehen. Freilich bringt solch eine Darstellung manche Vereinfachungen mit sich. Mißdeutungen haben wir aber keine entdeckt. Ein wertvolles Jugendbuch.

**N. Corte, Les origines de l'homme** (Collection «Je sais – je crois», Ed. Fayard, Paris, 1957; 126 Seiten, brosch. Franz. Fr. 350.—). – Wir fügen unseren Besprechungen ein französisches Buch bei. Im Stil der Reihe «Je sais – je crois» stellt Corte die wesentlichen Fragen in bezug auf die Entstehung der Welt und die Abstammung des Menschen und beantwortet sie in einer gedrängten, klaren und objektiven Form. Ein Buch für schnelle Orientierung, aber zuverlässig und offen. Die Feinheiten kamen freilich bei der sich auf das Wesentliche ausrichtenden Darstellung ein wenig zu kurz.

## Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

**Blessing Eugen:** Theodor Haecker. Gestalt und Werk. Glock und Lutz Verlag, Nürnberg, 1959. 269 S., Leinen DM 12.80.

**Bruin Paul / Philipp Giegel:** Welteroberer Paulus. Die Ausbreitung des Christentums. Artemis Verlag, Zürich/Stuttgart, 1959. Leinen Fr. 39.—.

**Brüls-Budde:** Gestalten der Vergangenheit - Wegbereiter der Zukunft. Lebensbilder christlich-sozialer Persönlichkeiten. Ludgerus-Verlag, Hubert Winken KG, Essen, 1959. 52 S., illustr., brosch. DM 2.—.

**Buchheim Karl:** Logik der Tatsachen. Vom geschichtlichen Wesen der Schöpfung. Kösel-Verlag, München, 1959, 2. Aufl. 295 S., Leinen DM 14.80.

**Congar Yves:** Zerrissene Christenheit. Wo trennten sich Ost und West? Verlag Herold, Wien, 1959. 168 S., engl. brosch. S 55.—.

**Freudenfeld Burghard:** Israel. Experiment einer nationalen Wiedergeburt. Kösel-Verlag, München, 1959. 158 S., Leinen DM 8.80, kart. DM 6.80.

**Häring Bernhard:** Christ in einer neuen Welt. Lebensgestaltung aus dem Glauben. Erich Wewel-Verlag, Freiburg i. Br., 1959. 448 S., Leinen DM 13.85.

**Houang François:** Christus an der chinesischen Mauer. Verlag Räber & Cie., AG., Luzern, 1959. 132 S., kart. Fr. 7.80.

## CHOISIR

Monatsschrift. Erscheint jeden 10. des Monats.  
Redaktion und Administration: case postale 209, Fribourg

Sommaire «CHOISIR», numéro 2 du 10 décembre 1959:

Page 1: ... Entre bien des souhaits (Editorial)

par Jean Nicod

Page 2: De la compréhension directoriale à la compréhension des hommes. Témoignage d'un chef d'une grande entreprise

par Marcel Macaux

Page 4: Marché commun et zones de libre échange

par François Schaller, prof. Université Berne

Page 7: Dix ans de Chine Populaire par Charles Couturier

Page 9: Le salut des non-évangélisés (suite et fin)

par Yves Congar

Page 17: La Femme à la page (Vocation sans partage)

par Martbe M.

Page 18: Pour un Ciné-Forum sur «The Nun's Story»

par Georges Taymans

Page 21: Renouveau au Palais fédéral

par Jean-Robert

Page 23: Notre Programme – Les collaborateurs et correspondants de «CHOISIR»

Page 24: Le billet mensuel

de Pierre-Henri Simon

ZSOLT ARADI

## Wunder, Visionen und Magie

Der frühere beim Vatikan akkreditierte Diplomat und jetzige Dozent trennt an Hand von zahlreichen, auch neuesten Wunderberichten das echte Wunder von parapsychologischen und krankhaften Erscheinungen. - Äußerst interessant und flüssig geschrieben! 380 Seiten, Gln., sfr 16.50

HEINRICH CHRISTMANN

## Lebendige Einheit

Vom Gottmenschentum Christi und der Christen. 274 Seiten, Gln., sfr 13.60

MARIA ROSSEELS

## Ich war ein Christ

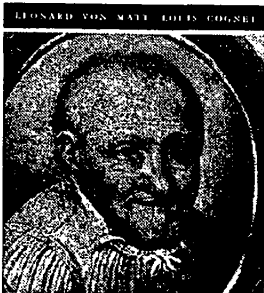
Dieser flämische Roman wurde in seinem Heimatland als der Gipfel der katholischen Romankunst bezeichnet. 435 Seiten, Gln., sfr 16.50

**Weitere Neuerscheinungen:** H. C. Artmann - Der Schlüssel des heiligen Patrick, Ludwig v. Ficker - Erinnerung an Georg Trakl, Christine Lavant - Spindel im Mond, Heinz Kindermann - Theatergeschichte Europas, Bd. II Renaissance, Bd. III Barockzeit, P. Aimé Duval - Chansons u. a. m.

Otto Müller Verlag  
Salzburg



SEDISVAKANZ



Vinzenz von Paul

Sammlung Roma  
Die schönsten Bilder über Rom

### Sedisvakanz

Das Bildbuch vom Konklave Tod Pius' XII. - Sedisvakanz - Konklave - Wahl Johannes' XXIII. - Krönung.

Früher sind erschienen:  
Architektur im antiken Rom  
Römische Bildwerke  
Kunst im Vatikan  
Die Peterskirche  
Jeder Band enthält  
48 Bildseiten in Grossformat und 16 Seiten Text und Bildlegenden  
Jeder Band in sich abgeschlossen und einzeln erhältlich, je Fr. 13.30

Heiligenbiographien  
Neuerscheinung!

### Vinzenz von Paul

144 Bildseiten mit 190 Abbildungen von Leonard von Matt, 100 Seiten Text von Louis Cognet. Fr. 23.-

Früher sind erschienen  
von Matt/Vicaire: Dominikus Fr. 23.-  
von Matt/Rahner: Ignatius von Loyola Fr. 24.-  
von Matt/Trochu: Bernadette von Lourdes Fr. 24.-  
von Matt/Hauser: Franz von Assisi Fr. 24.-

Im NZN Buchverlag Zürich

## Wir bitten zu beachten!

# Frankreich

In Angleichung an unsere Abonnementspreise für die Schweiz und an andere Zeitschriften in Frankreich, müssen wir eine Erhöhung der Abonnementsgebühr ab 1. Januar 1960 vornehmen.

Jährlich ffr. 1400.-  
Halbjährl. ffr. 700.-

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.-; halbjährl. Fr. 6.-. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.-. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 12.-. Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstrasse 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. - Dänemark: Jährl. Kr. 22.-. Einzahlungen an P. J. Stübli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Halbjährl. ffr. 400.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlung an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compto attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.-. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 70.-. U S A: Jährl. \$ 3.-.

## Das große Schisma

YVES CONGAR OP

### ZERRISSENE CHRISTENHEIT

Wo trennten sich Ost und West?

168 Seiten / englisch broschiert Fr. 9.80

Die entscheidenden Punkte, in denen die römisch-katholische Kirche und die Ostkirche sich trennten, die Fehler und Vorzüge beider Kirchen werden mit ungewöhnlichem Freimut und umfassender Sachkenntnis aufgedeckt. Ein notwendiger Beitrag zu den Unionsbestrebungen des ökumenischen Konzils unter Johannes XXIII.

Soeben erschienen / In jeder Buchhandlung

VERLAG HEROLD • WIEN • MÜNCHEN

Neu im Tyrolia-Verlag:

KARL RAHNER SJ

### Sendung und Gnade

Beiträge zur Pastoraltheologie

Zur gegenwärtigen Situation des Christen / Theologische Erwägungen zu Grundfragen der Seelsorge / Menschen in der Kirche / Dienst am Menschen / Zur Frömmigkeit des Seelsorgers  
564 Seiten, Leinen sfr. 25.-

Die Seelsorge muß nach Rahner endlich wieder den Mut zur Erweckung des eigentlich Persönlichen und gnadenhaft Einmaligen im Wesen des anderen Menschen haben. Sie muß christozentrisch ausgerichtet und den geschichtlichen Möglichkeiten unserer Zeit angepaßt sein, wenn der Glaube über bloße Moral hinauskommen und eine erfahrbare, allumfassende Wirklichkeit werden soll.

Durch Ihre Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich